

Herausgeber:
B. St. Fjöllfross



Messenger National Preussen

Preußischer

Unabhängiges und liberales Blatt für Polemik im Kampf

Gazette für Politik, Kultur und Wirtschaft



seit 2003

ISSN 1613-8910

Prussian Land Messenger

Landbote

gegen die Mikrobe der menschlichen Dummheit

erscheint zu Brandenburg an der Havel



Borussiam
et
veritatem
debere

QVID AGIS PRVDENTER AGAS ET RESPICE FINEM

Bücher, Filmbesprechungen, Kultur

Volumen 09

(21.07.2010 - 12.12.2011)

*Der Preußische Landbote erscheint im B. St. Fjöllfross Verlag Brandenburg an der Havel
Willi-Sänger-Straße 52, D-14770 Brandenburg an der Havel, Preußen, Provinz Brandenburg,
e-Mail info@landbote.com, V.i.S.d.P. B. St. Fjöllfross
gesetzt in Garamond 9Pt,
2. durchgesehene und überarbeitete Printauflage Juli 2011*

Anatevka

eine Aufführung des Stendaler Altmarkttheaters am Brandenburger Theater

Scholcher M. Druckepennig

„Nu, Reb Scholcher, wos mocht a Jid?“ Wenn mich der Kulturchef jiddisch begrüßt, dann will er was von mir. „Anatevka, nicht wahr, Kotofej Kryisowitsch?“ Bajun nickt. „Kommen Sie, Kotofej! Sie wissen, dass ich von Theaterkritiken keinen blassen Dunst habe!“ „Schreiben Sie, Scholcher, um Gottes Willen, schreiben Sie. Ich kann es nicht“, stöhnt der stellvertretende Chefredakteur. „Als die Stendaler spielten, als Tewje tanzte, da habe ich meine Gedanken nicht aus der Wannsee-Villa heraus, nicht vom Gleis 17 weg bekommen! Meine Hände zittern. Scholcher!“

Ich tue ihm den Gefallen. Er leidet wie ein Hund. Ich weiß es. Er sagte einmal, die verfluchten Seelen von Reinhard Heydrich, Amon Göth, Julius Streicher, Josef Mengele, dem Brandenburger Oberbürgermeister Sievers und dessen Höllenhund Polizeiobermeister Kriesche würden beim Satan braten; Tewje aber würde auf der Brandenburger Bühne tanzen – also könne er den Gottesbegriff nach Auschwitz anders definieren als der Philosoph Hans Jonas. Die Dämonen hätten verloren, der Samen Davids hätte gesiegt – am Ende doch! Bajun kämpft mit den Tränen. Er hatte getrampelt und gepiffen und frenetisch geklatscht, als sich ein überragender Manfred Ohnoutka als Tewje vor seinem Publikum verbeugte – einem Publikum, dass sich hätte erheben und vor ihm verbeugen sollen.

Herr Ohnoutka und seine Mitstreiter holten das Stetel zurück, die Lebensfreude, das unerschütterliche Gottvertrauen trotz brüllender Armut. Der Rang und das Parkett waren voll, besetzt, ausverkauft – wegen ein wenig Schmonzes von Scholem Alejchem? Die eigentlich triviale Geschichte vom armen Milchmann, dessen gutes Herz nicht zulässt, dass sich auch nur eine seiner Töchter unglücklich verheiratet – diese Geschichte wurde zum Weltkulturerbe – die Unesco mag das bejahen oder auch nicht. Trivialisiert hat diesen Dauerbrenner und garantierten Publikumsmagneten eigentlich nur Rebhoff – Herr Ohnoutka war Tewje, Herr Ohnoutka hat ihn verstanden. Ehe wir uns dem Ensemble zuwenden, das aus Stendal angereist war, wollen wir ein weiteres dickes Kompliment an das Bühnenbild machen. Die Idee hatte Esprit, sie war geistvoll, sie belebte das Stetel. Chapeau, Christopher Melching!

Das Schauspiel selbst verriet seine bodenständige Herkunft nicht. Und – um ehrlich zu sein – das oftmals nicht ganz Ausgegrenzte – beim Billard würde man sagen, so mancher Mime spielte mit etwas zu viel Effet – verlieh doch der Aufführung ihren ganz speziellen Charme. Wenn Hodel ein wenig zu affektiert einherkam und Mottel etwas zu leise, zu weit weg und vor allem ohne die obligaten Pejes spielte, so hatte das etwas von dem Theater, mit dem in den Fünfzigern die Kultur auf die LPGs gebracht wurde. Aber – und das ist der Knackpunkt – wir gingen immer wieder tausendmal lieber in eine solche Aufführung, als in eine hochgejubelte Produktion an den Champs-Élysées. Weil sie Herz hat, weil sie mit Herz gespielt wird, weil sie koscher ist.

Nun ja, da waren diese kleinen Ungereimtheiten, die wohl der Unkenntnis des Publikums geschuldet waren: Jente war das Schädchen des Stetels, denn wir reden hier vom Ostjudentum und der Begriff „Heiratsvermittlerin“ ist wohl denn doch etwas zu kurz gegriffen. Im ukrainischen Ostgalizien gab es auch keine Pfarrer – dort wachte der Pope über seine byzantinisch-orthodoxe Gemeinde. Die ostgalizischen jüdischen Gemeinden aber standen nicht mehr unter dem Schutze Kasimirs des Großen. Und die Byzantiner waren

ihren älteren Vettern des Buches gegenüber weitaus unduldsamer. Es war merkwürdig: Während sich Fedja und Hodel verabredeten, erinnerte ich mich unwillkürlich an die Szene aus Rheinsberg, in der Wölfchen und Claire im Kintopp der Provinz saßen. Die unfreiwillige Komik bezog die Szene aus der etwas steifen Überzeichnung und man mochte die beiden an die Brust drücken und sagen: „Kindes, det habt ihr fein gemacht!“

Nein, alles was recht ist, die Altmärker haben unsere Herzen bewegt. Die Hochzeit unter dem Baldachin ließ kein Auge trocken – das Publikum wippte mit, der Rhythmus ging ins Blut..., wer von denen, die das sahen, könnte jetzt noch dulden, dass Kriesche diese Menschen nach dem Neustadt-Bahnhof treibt, um sie nach dem Osten zu „verschicken“? Anatevka hat viel geleistet, viel getan, damit die Menschen verstehen, wen sie in den Pogromen der Zarenzeit und während der Shoah verloren haben. Die Stendaler haben diese Botschaft zu Herzen gehend multipliziert – allen voran unser großartiger Herr Ohnoutka, allen voran diese herrliche Kapelle mit der Gitarre, dem Kontrabaß, der Fidel und – natürlich der Klarinette.

So lebte er noch einmal vor uns auf, einmal und immer wieder, dieser Mikrokosmos des Stetels, den schon das Meisterwerk aus den Warschauer Feniks-Studios „Der Dibbuk“ besungen hat. Ja, auch mir standen die Tränen in den Augen. Tanz, Reb Tewje, sing, sprich mit deinem Gott, er hat dich nicht verlassen, denn so, wie du bist, so sollte jeder Mann auf Erden sein, seit dein Gott den Adam geschafften hat! Reb Tewje, wir wissen nicht, ob Mottel und Zeitel die Shoah überlebt haben, was aus ihrem Kind, deinem Enkel, und ihrer Nähmaschine geworden ist. Aber du hast heute für uns gesungen und uns viel mitgegeben.

Deshalb Masel Tov, Reb Tewje und – blaub gesint!

An ihrer Seite – eine Reise in den Abgrund

Das grandiose Debüt der Sarah Polley

Kotofej K. Bajun

Kein Berg ist einem zu hoch, wenn man jung ist. Sarah Polley aus Kanada war 28 Jahre alt, als sie mit „An ihrer Seite“ im Filmgeschäft debütierte. Debütierte! Die Herausforderung war weiß Gott nicht von schlechten Eltern: Ein Ehepaar liebt sich über 45 Jahre hinweg. Sie, Fiona, isländischer Abstammung liebt ihren Grant, der nordische Mythologie lehrt, seit sie 18 Jahre alt und ein bezauberndes junges Mädchen war. Es ist eine tiefe Vertrautheit in ihnen, bis... ja bis Fiona von der heimtückischen Alzheimer-Krankheit betroffen wird. Diese Krankheit fürchtet der intellektuelle Mensch wie der Prolet den Tod. Es ist das Sterben des Geistes.

„Erinnerungen sind das Paradies, aus dem wir nicht vertrieben werden können“, sagte einst Antoine de Saint-Exupéry. Damals war das Wissen um den Fluch der Alzheimerschen Krankheit erst seit 40 Jahren bekannt und wohl noch nicht bis zu Saint-Exupéry durchgedrungen.

O doch! Diese Krankheit nimmt uns alles. Sie frißt unsere Seele. Fiona ist eine Dame, eine kluge Frau. Sie weiß, dass sie nunmehr in das Reich der lebenden Schatten abtauchen wird und es keine Rettung für sie gibt. Um größtmögliche Rationalität bemüht, beschließt das Ehepaar, für Fiona einen Platz in einem Heim für Demenzkranke zu finden. Bei klarem Verstande noch bezieht die tapfere Frau ihr neues Zuhause, schläft noch ein letztes Mal mit dem Geliebten und heißt ihn sodann zu gehen. „I love you, go now, I love you – Fiona“ steht auf dem Zettel, den sie ihrem Manne als Abschiedsgruß

zukommen lässt. Es ist nämlich eine Regel, dass die Neuankömmlinge dieses Heimes 30 Tage lang keinen Besuch und keinen Brief und keinen Anruf ihrer Angehörigen empfangen dürfen um ihnen die Eingewöhnungsphase zu erleichtern. Grant schickt sich schweren Herzens in das Unvermeidliche. Das Unfaßbare aber ereilt ihn einen Monat später, als er seine Frau das erste Mal besuchen darf: Sie erkennt ihn nicht mehr, verlor alle Erinnerungen an die gemeinsame Zeit. Statt dessen hat sie sich mit dem Heimbewohner Aubrey angefreundet – in ihm so etwas wie eine neue Liebe gefunden. Der Verlust der Synapsen bedeutet für Fiona auch den Verlust ihrer Vergangenheit. Der Zuschauer sieht durch die Augen des schuldlos leidenden Grant, der seine Fiona trotz alledem Tag für Tag besucht und sie auf der anderen Seite einer unendlich tiefen Schlucht entschwinden sieht, über die es keine Brücken mehr gibt. Ein quälend langsames Sterben des Mannes, dessen Lebensinhalt diese Frau gewesen war, hebt an. „Ist es eine Bestrafung...?“ Diese Frage stellt er sich. Klug reflektiert wird sie von Kristy, einer jungen Betreuerin mit sublimen Beobachtungsgabe, die trotz ihrer Jugend philosophischen Tiefgang entwickelt: „Es sind meistens die Männer, die behaupten, in der Ehe sei alles glatt gelaufen. Sehen die Frauen das genauso...?“ Diese Gegenfrage macht zunächst sprachlos, dann nachdenklich.

Doch erschöpfte sich die Aussage des Streifens in solchen Erkenntnissen, so bliebe er auf etwas Episodenhafte beschränkt, dem man einige Quintessenzen entnimmt und den Rest vergißt. Nein, es ist dieses andere, dieses feinfühlig, mit zarter Frauenhand erzählte, dieses stille Porträt einer großen Liebe, die sich sogar über das Sterben des Geistes hinwegsetzt. Kristy erwähnt es – dramaturgischer Kunstgriff – dieses Wetterleuchten der Hinabdämmernden, das ihnen mitunter in einem kurzen Augenblick die Erinnerung wiederschenkt, bevor sie abermals versinken im Strudel des Vergessens. Im Augenblick der höchsten Aufopferung, als Grant seinen „Nebenbuhler“ Aubrey zu seiner Fiona zurückbringt, die seit Aubreys Auszug aus dem Heim exponentiell abgebaut hatte, kann sie sich Aubreys nicht mehr entsinnen – wohl aber ihres Gatten und all seiner Bemühungen um sie, die er seit ihrem Einzug in das Heim ins Werk gesetzt hatte um ihr das Gefühl von Liebe, Nähe und Geborgenheit zu geben. Eine wahrscheinlich letzte innige Umarmung der beiden beendet den Film, der mit Recht zu den besten seines Jahrgangs gezählt wurde.

Der versöhnliche Ausgang ist den Herzen der Zuschauer geschuldet, denen man soviel Hoffnungslosigkeit und Trostlosigkeit, wie sie die gnadenlose Realität in solchen Fällen bereithält, nicht zumuten will. Dennoch – dennoch... Kein bißchen Sentimentalität, kein bißchen Effekthascherei tritt uns entgegen. Wir werden konfrontiert mit dem, was das Leben uns möglicherweise bereithält und was uns schon vorherbestimmt sein mag in den Tagen, da wir an Tod und Krankheit noch lange nicht denken mögen. Es gibt Filme, die mit Recht Anspruch darauf erheben, Kunstwerke zu sein. Sie erweitern unseren Horizont, bereichern unseren Erfahrungsschatz, bringen uns vorwärts. „An ihrer Seite“ gehört zwingend in diese Kategorie.

Er ist ein Hohelied auf das Bewahren der menschlichen Würde im Angesicht des unerbittlichen Verlustes. „An ihrer Seite“ zeigt auf unprätentiöse Weise menschliche Größe ohne die geringste Spur verkitschten Heroentums. Ein Lehrer nordischer Mythologie beweist christliche Demut und Liebe am Eingang zum Tartaros – ein moderner Orpheus schlägt leise die Saiten der Lyra für seine Eurydike und noch einmal, noch einmal lächelt sei ihm zu, sanft und langsam verblassend für immer. Welch ein hartes, welch ein grausames, welch ein Höchstmaß an Sensibilität erforderndes Thema! Eine 28jährige schieb ein Drehbuch und führte Regie. Der Jugend scheint kein Berg zu hoch zu sein und manchmal, manchmal, wenn die Götter es gut mit ihr meinen, dann erreicht sie schwindelerregende Gipfel.

Aus Liebe zu den Fledermäusen

internationales Fledermausmuseum in Julianenhof eröffnet

Michael L. Hübner

Außer im Umgang des Nackten Affen mit Seinesgleichen bezeugt sich die menschliche Dummheit wohl in nichts so deutlich, wie in seinem Verhalten Tieren gegenüber. Die Unfähigkeit, sich in die völlig verschiedene Wesenheit der Mitkreatur hineinzusetzen, führt entweder oftmals zu einer permanenten Vermenschlichung der Viecher, die der Nackte Raubaffe um sich duldet oder zu wütendem Hass den Mitgeschöpfen gegenüber, die er nicht versteht, oder die es wagen, um des eigenen Lebens willen das zu töten, was der Nackte Affe für sich allein beansprucht.



Kleine, samtige Jäger der Nacht

Da hat beispielsweise am 20. August 2010 der Berliner Kurier, eine hauptstädtische Gazette auf sehr tief angesiedeltem geistigen Niveau, einen Zähne fletschenden Wolf als reißerischen Titelaufmacher zur Auflagensteigerung gewählt und den märkischen Rotkäppchen aller Couleur wieder Wasser auf die wolfschassenden Mühlen gegossen. Sie zeigen, was sie unserer Ansicht nach selbst sind: gefährliche Bestien, auf die man genau Acht haben muss. Denn diese dummdreiste Spezies ist es ja gerade, die als profitgieriger Biomasse das Leben auf diesem Planeten in noch größerem Umfange bedroht, als zuletzt die Sauerstoff produzierenden Mikroben im Erdaltertum. Und die rotierten bekanntlichermaßen 98% des damaligen anaeroben Lebens aus.

Doch ehe wir weiter geifern: Es gibt zum Glück auch die anderen: Es gibt zum Beispiel den NABU, den Naturschutzbund Deutschland, der in dem Weiler Julianenhof bei Buckow in der Märkischen Schweiz, vor den östlichen Toren Berlins, das erste internationale Fledermausmuseum der Welt eröffnet hat. Um es vorweg zu sagen: Auch wenn die infrastrukturelle Anbindung des ehemaligen Reichenberger Vorwerks durch den öffentlichen Nahverkehr ein Trauerspiel ist – von Strausberg fährt wohl ab und an mal ein Bus – und der Ritt auf dem eigenen Drahtesel ein gerüttelt Maß an Kondition, Kletter- und Leidensfähigkeit voraussetzt, der Besuch dieser liebevollen Ausstellung ist für jeden Naturfreund ein unbedingtes Muss und jeden Abstecher von der Chaussee wert!

Fledermäuschens... Verteufelt wurden sie, die kleinen Flederviecher, jahrhundertlang. Und von wem? Von geistesschwachen Christen, die in den Insektenjägern Verbündete des Bösen sahen. Schwarze Katzen und Wölfe, Raben, Eulen und Käuzchen – sie teilten alle dasselbe Schicksal.

Wohl hat die Aufklärung versucht mit all dem Unfug aufzuräumen und den Orientierungskünsten der flatternden Flugakrobaten zu wissenschaftlicher Erklärung verholfen – dennoch hält sich der ganze Vampir-Unfug bis heute und nicht wenige Frauen des 21. Jahrhunderts fürchten noch immer, das kleine Volk hätte nichts anderes zu tun, als sich auf ihre Haarpracht zu stürzen. Man ekelt sich gar vor ihnen, nicht wissend, dass es wohl kaum etwas samtig weiches gibt als das Fellchen einer Fledermaus. Fragil sind sie und so unendlich liebenswürdig. Wer diese Tiere verfolgt, sollte selbst aktiv auf die Liste der bedrohten Arten gesetzt werden, von der es die Flattergesellen herunterzuholen gilt.

Da macht es Mut, wenn das Fledermausmuseum darüber belehrt, dass es auch Menschen gab, so in den südslawischen Ländern, die das kleine Flattervolk hoch und in Ehren hielten. Wo sie sich niederließen, da schrieb ihnen der Bauer eine gute Ernte und der Kaufmann einen guten Umsatz zu. Das wird wohl ebenfalls Unsinn gewesen sein, so wie der Volksglaube, Adebar brächte die kleinen Kinder, aber es ist immerhin ein sympathischer Unsinn.

Auf dem Areal des Geländes, das der NABU 1998 in einem von der LPG verantworteten, völlig desolaten Zustand erwarb und hernach liebevoll restaurierte, findet sich auch ein 2001 ebenfalls unter großen Mühen rekonstruierter preußischer Eiskeller. 120 m³ Rauminhalt, 40 m² Grundfläche, 5 m Tiefe und eine Mauerstärke von 1,85 sorgten im 18. Jahrhundert, als Kühlschränke erfindungsbedingt noch zur Mangelware zählten, dafür, dass man im Winter mühevoll gesägtes Eis etwa zwei Jahre lang lagern konnte. Nun die Kühlschränke zu haben sind, nahmen sich die Fledermäuschen des Gebäudes an, sehr zum Schrecken der umliegenden Legionen von Mücken, Schnaken und Fliegen. Wer die Flughaut bespannten Geschöpfe der Nacht liebt, dem zeigen sie sich auch, wie eines der beigefügten Bilder beweist. Es wurde just in diesem Eiskeller aufgenommen, an dessen Grund konstante 15° C herrschten, während draußen 32° C im Schatten gemessen wurden. Beinahe 500 Vertreter der reizenden Gattung Chiroptera, genauer gesagt der Ausflug aus der Wochenstube der Großen Bartfledermaus wurden bei der letzten Zählung am 29. Mai 2010 registriert, die den Julianenhof bevölkern.



Die kleine Fledermaus schwirrt um ihren Besuch herum Fotos: hüb

Sicher sehr zur Freude der ehrenamtlichen Leiterin des Museums Ursula Grützmaker. Ihre Mitarbeiterinnen, die begeistert und kompetent durch die liebevoll gestaltete, kleine Exhibition führen, nehmen kein Entree – freuen sich aber über jede Spende. Denn der NABU muss sein Museum finanziell selbst tragen und ist auf die Hilfe der Besucher angewiesen. An Ideen mangelt es den Freunden der Fledermäuse nicht: Auf dem Hof haben sie einen Parcours gestaltet, der die Nahrungskette der Fledermaus nachzeichnet und erfahrbar macht. Fünf schon stehende Stahlstelen werden ausgewählte Fledermausarten aus den fünf bewohnten

Kontinenten vorstellen. Der interessierte Eigenheim- und Gartenbesitzer findet spezielle Dachschilder und Nistkästen, die den Fledermäusen Unterschlupf bieten können und die Information, wie an diese Dinge zu gelangen sei. Selbst die vielen unterschiedlichen, aus dem Ultraschall in eine hörbare Frequenz „übersetzten“ Jagd- und Ortungslaute der verschiedenen Fledermausvertreter kann man sich anhören. Vielleicht auch schon bald in dem zur „Fledermausschule“ umgewidmeten Carport, das sich gerade im Aufbau befindet. Alle 1000 Fledertierarten der Welt bekommt man natürlich nicht zu sehen, zu denen auch die Flughunde zählen. Auch die 35 europäischen und selbst die 25 in Deutschland beheimateten Arten wird man nicht alle vorfinden. Von den 18 im Lande Brandenburg bekannten Arten leben jedoch 8 in Julianenhof – und mit ein bisschen Glück...

Von Mai bis Oktober hat das Fledermausmuseum die Pforten für seine Gäste geöffnet, unter denen auch und gerade Schulklassen herzlich willkommen sind. Damit endlich das dämliche Gerede von den Frisur-schändenden Blutsaugern aufhört. Den kleinen Gefährten aber wünschen wir eine erfolgreiche Jagd und im Anschluss eine angenehme Tagruhe. Und wenn sie dann kopfüber schlafend von der Decke hängen, dann lehren sie uns, wie vernünftig es mitunter sein kann, die Welt auch mal aus einem anderen Gesichtswinkel zu betrachten.

Internationales Fledermausmuseum

Öffnungszeiten: Mai bis Oktober; täglich von 10 bis 16 Uhr!

NABU Regionalverband Strausberg- Märkische Schweiz e.V.

Internationales Fledermausmuseum

Julianenhof 15 B

15377 Märkische Höhe

Telefon: 03 34 37 / 1 52 56

E-Mail: fledermausmuseum@frcenet.de

Projektleiterin: Dipl. oec. Ursula Grützmaker

Tel.: 03 34 33 / 3 97

Mobil: 0170 / 1 02 46 83

E-Mail: Ursula.Gruetzmaker@gmx.de

Anfahrt: von Strausberg oder Müncheberg kommend auf der B 168 kommend, am Kreisel Richtung Bollersdorf, Alt-Friedland, dann den dritten Abzweig rechts nach Julianenhof

Berlin in Flammen

Zwölfter Langustier stürmt den Buchmarkt

Kotofej K. Bajun

Ohne Krimi geht die Mimi nie ins Bett. Und wenn das so sein sollte und Mimi ist eine echte, das heißt geistreiche Tochter Preußens, dann hat ihre Bett-Abstinenz nunmehr ein vorläufiges Ende. Mimi, freue dich – der neueste Tom Wolf ist da! „Glutorange – zehrende Flammen“ heißt das jüngste Opus aus der Feder des genialsten Krimischreibers, den Preußen je besaß und dieser zieht wie gewohnt alle Register. Mimi, Mimi, um das volle Bukett dieses „Langustiers“ zu genießen, welcher in der Belagerungszeit Berlins durch die Russen – erst vierzehn Monate nach dem Desaster von Kunersdorf – im Oktober 1760 angesiedelt ist, musst du schon über den brillanten Geist unserer Landesmutter Luise Henriette von Oranien verfügen – denn der Wahlpreuße Wolf verschießt seinen Witz, seine Sachkenntnis, seine feinsinnigen Pointen wie gewohnt aus allen Rohren, gerade so, wie General Tottleben in seinem Buch die Granaten gen Berlin schießt. Nebenbei keilt er wieder süffisant nach allen Seiten aus – Berlin hat ihn geärgert? Wehe, wehe, arme Hauptstadt: Du kriegst dein Fett! Aber man muss es lesen können. Denn – der Homburger Wolf ist einer der ganz,

ganz wenigen Meister seines Fachs, welche die Kunst beherrschen, zwischen den Zeilen zu – schreiben! Das Lesen inter lineas wurde uns Ossi mit in die Wiege gegeben. Die Nazis und später die Bolschewisten haben uns nachgerade dazu erzogen. Wenn man aber etwas zwischen den Zeilen lesen kann, dann bedeutet das keineswegs und noch lange nicht, dass der Verfasser auch zwischen den Zeilen schrieb! Das ist ein himmelweiter Unterschied. Das können nur ganz wenige! Wer aber diese Fähigkeit beherrscht, der sollte schon um dieser feinen, den ganzen Geist fordernden Kunst willen die Glocken in Oslo läuten lassen!

Detektiv Langustier ermittelt also wieder. Diesmal in Sachen Gemälderaub und Malermord und wieder werden Erfindungen späterer Jahrhunderte so ganz nebenbei mit schalkhaftem Lächeln vorweg genommen. Der einzige, den das nicht freuen dürfte, wird wohl Hans Friedrich II. von Rochow auf Plessow gewesen sein, dem der feingeistige Wolf ein paar grobe Wätschen gehauen hat. Selten wurde über einem Berliner Stadtkommandanten eine solche Häme verschüttet. Berechtigt mag sie immerhin sein – denn dieser Rochow hatte sich und die Truppenfahne als preußischer Soldat im Range eine Generalleutnants bitter blamiert.

Vielleicht aber hat das adelige Weichei auch nur den unglücklichen Vetter Friedrich Eberhard auf Reckahn gerächt, dessen Güter beim Feldlager 1741 von 41.000 Soldaten regelrecht „verheert“ wurden. Möglicherweise dachte der Invalide Hans Friedrich: Wollen doch mal sehen, wie sich das für den König so anfühlt, wenn Soldaten zur Abwechslung mal das Seinige in Grund und Boden stampfen, ohne, dass es dafür auch nur einen Kreuzer Regress gibt. Ach was, Bajun, da gehn' se wieder mit dir durch...! So weit hat kein Rochow gedacht und soviel verwandtschaftliche Loyalität zu unterstellen, wäre wohl auch etwas zu dick aufgetragen.

Nein, Herr Wolf ist kein Mann fürs Grobe. Dieser Autor ficht mit dem ziselierten Florett. Fein und abgewogen die Stöße und Paraden und dann – mitten ins Herz! Nebenbei frönt er seiner gewohnt-kulinarischen Leidenschaft und macht haufenweise Schleichwerbung für erlesenste Delikatessen und Weine vergangener Epochen, deren Besitz auch nur einer Flasche ihren Besitzer zum Krösus machen würde. Uns macht etwas anderes reich: die geschlossene Reihe der „Wolfs“ in unserer Redaktionsbibliothek – deren Genuss dem der so schmackhaft beschriebenen Delikatessen in nichts nachsteht.

Liest man in einem „Langustier“ – so auch in jenem – so ist man für diesen einen seligen Moment Teil der Gesellschaft, die unter Watteaus Pinselstrichen aufbricht nach der Insel der Seligen, nach Cythera. Die preußische Geschichte kannte zwei Waffen ungeheuren Kalibers: Da war die „Faule Grete“, mit welcher der Nürnberg'sche Burggraf gemeinsam mit Erzbischof Günter die Festung Plaue niederlegte und Hannes Quitzow zu wilder Flucht übers Eis der Havel veranlasste – und da ist der „Schlaue Wolf“, der mit derselben Feuerkraft namens des bebra-Verlages zu Berlin die Herzen eines jeden intellektuellen Preußen stürmt, der sein lukullisches Vergnügen an literarischen Gaumenfreuden nicht bezähmen kann.

So wie die eingangs beschriebene Mimi ging auch ich mit diesem Krimi zu Bette. Ob Mimi ihren Schlaf fand, weiß ich nicht – ich fand ihn nicht und der erste Hahnenschrei traf das Büchlein ausgelesen an. „Bajun, Bajun,“ höre ich den Chef von nebenan rufen, „Sie sind und bleiben ein ungeschlachter, kulturfreier Russe: Sowohl einen 1730er Tsarine von Jacques-Louis und Jean-Baptiste Chanoine als auch einen 2011er Jubiläums-Wolf (zehn Jahre Preußenkrimi) genießt man in kleinen, zarten Schlücken, lanciert ihn hin und her zwischen Zungenspitze und Gaumensegel, prüft Aroma und Bukett und den weichen Abgang – Sie

aber, Sie ungehobelter Hund, Sie setzen die Pulle an den Hals und saufen das Zeug in einem Zuge weg. Wie ich schon sagte: Russe eben!“ Mag sein, mag sein... Aber vorzüglich geschmeckt hat er trotzdem!

Tom Wolf
Blutorange - Zehrende Flammen
272 Seiten broschiert
berlin.krimi.verlag im be.bra verlag
1. Auflage 2011
ISBN: 978-3898095235
EVP € 9,95

Dadaist stürmt die Provinz

Johann Manfred Kleber stellt in Brennabor-Halle aus

Kotofej. K. Bajun

Das steht man also in der Brennabor-Halle und wird den Gedanken nicht los: Was hätte Champollion dazu gesagt? Was wäre dem genialen Franzosen durch den Kopf gegangen, der die ägyptischen Hieroglyphen nach Jahrtausenden wieder zum Sprechen brachte, der sie erstmals fehlerfrei las, nachdem er den Stein von Rosetta entzifferte? Ein Forscherleben hatte er darauf verwendet. Aber was sich ihm auch immer in den Weg stellte - Jean-François Champollion wusste genau, dahinter musste ein Sinn stecken, eine Information, eine Nachricht.

In Johann Manfred Kleber aber hätte er seinen Meister gefunden. Hier wäre alle Wissenschaft zerschellt wie ein Schiff an der stürmischen Klippe. Auf den Kunstwerken Klebers sähe er – nur Buchstaben. Myriaden von Buchstaben. Sie tänzeln einher, manchmal geordnet, dann wieder in wildem Reigen, wie die Ameisen krabbeln sie über die Leinwand, wie die Irrwische verlieren sie sich in wilden Strudeln, geordneten geometrischen Formen, fexieren, tauchen auf, lösen sich auf bei näherer Betrachtung, fordern: Lies mich! Und versucht man's, dann verschwinden sie kryptisch im Nichts der Sinnlosigkeit. Selten erscheinen die Lettern als Ganzes, oft nur als ineinander verschlungene Fragmente, kein Maya-Codex könnte geheimnisvoller sein und auch nur ansatzweise von solch grandios ernsthaftem Nonsens durchsetzt. Die deutsche Kunstgeschichte kennt dafür seit den Zwanzigern des letzten Jahrhunderts einen Fachbegriff: Dadaismus.



Johann Manfred Kleber

Kleber, der einstige Galerist und Wirt des legendären Berliner „Natubs“, Herausgeber der „Festschrift für Klschtakofta“, stellt zwischen dem 3.12.2011 und dem 13.01.2012 seine Spielart dieses Dadaismus in der Kunsthalle Brennbabor zur Schau. Und das muss man einfach gesehen haben! Ursprünglich aus Bierdeckelnotizen in seiner Kneipe entstanden, entwickelte der „Skriptopath“ Kleber eine eigene Kunstform, wie sie die Welt noch nicht gesehen hat. Wer also eines Tages nicht für ein Ticket des New Yorker MoMA tief in die Tasche greifen will – hier hat er diese Werke sechs Wochen lang vor der Nase: kostenfrei und gleich um die Ecke.

Faszinierend, wie der ursprünglich sinntragende Buchstabe zum ganz eigenen Kunstwerk wird – auch japanische Kalligraphien spielen mit dieser Idee – doch hier verlieren sich die selbst Kunst gewordenen Schriftzeichen in endlosen Aneinanderreihungen, die sich dann in ihrer Gesamtheit wiederum zu neuen szenischen Bildern lose oder strukturiert zusammenfinden, ganze Landschaften formieren, Porträts gestalten oder einfach nur ein Sportlied auf den Diskos von Phaistos anstimmen. In allen Farben, in allen Techniken, manchmal sogar mattgrau vor tiefschwarz, das Ganze hinter Glas: Was für ein wunderbarer Spiegel!, denkt sich das Publikum und richtet sich der entdeckte geglaubten Interpretation gemäß pflichtschuldig die Frisur vor dem Bilde. Und sieht dabei nicht, wie da noch jemand ist, hinter dem Spiegelbild, und kichert... Ein genialischer Schalk namens Kleber hat den Weg in die so brav und bieder geordnete Kunstlandschaft der Provinz gefunden und mischt sie gehörig durcheinander. Am 11.11. feierte dieser Schalk seinen 70. Geburtstag. Es hätte gar kein anderes Datum sein können. Eines bleibt gewiss: Jean-François Champollion wäre mit seiner Kunst dort am Ende gewesen, wo die des Johann Manfred Kleber gerade erst beginnt. Denn Ernst und Logik sind keine gern gesehenen Gäste im Reich des verspielten, des albern und doch von Meisterhand gestalteten Dadaismus.

Deutsche Streitkultur schafft sich ab

Thilo Sarrazin stellt sein neuestes Buch „Deutschland schafft sich ab“ vor

Jules-Francois Savinien Lemarcou

Ein dickes Fell muss er nun haben, der Thilo Sarrazin. Aber der Mann, der einmal unbeliebter SPD-Finanzsenator von Groß-Berlin war, ist sturmerprobt. Schon damals äußerte er sich über die Hartz-IV-Empfänger in einer Weise, die, obschon manchen richtigen Aspekt beinhaltend, in ihrer kaum vorhandenen Differenzierung und vor allem in ihrer Pauschalisierung einen gewaltigen Scherbenhaufen anrichtete. Entweder verstand Herr Sarrazin nicht, dass nicht alle Menschen geistig und physisch in seiner Liga zu spielen in der Lage sind – dann wäre er schlichtweg dumm und eben nicht der geistige Überflieger, dem ein Vorstands-Posten in der Bundesbank zukommt. Oder aber er geht davon aus, dass der Schwache zugunsten des Starken von der Bildfläche zu verschwinden hat. Dann allerdings wäre die Empfehlung, er möge doch ehrlicherweise das Parteibuch wechseln und Mitglied der NPD werden, nachvollziehbar. Das zumindest war nicht sozialdemokratisch gedacht.

Dieser Tage meldet sich der flotte Thilo mit einem weiteren Paukenschlag zu Worte. „Deutschland schafft sich ab“ nennt er sein Werk. Der Preußische Landbote ist weit davon entfernt, in das Geheul der Vereinigten Gutmenschen Deutschlands miteinzustimmen. Wir machen nicht denselben Blödsinn, Thilo den Schreiber so pauschal zu diffamieren, wie man es ihm in Bezug auf die von ihm ins Visier genommenen Zielgruppen

vorwirft. Wie gesagt, Herr Sarrazin, legt unbarmherzig den Finger auf viele Punkte, die Deutschland in zunehmendem Maße wehtun. Das sind genau die Stellen, welche die integrationsverliebten Multikulti-Gescheiterten am liebsten vergessen machen wollen. Da ist die zunehmende Verblödung einer einstigen Kulturnation, die sich auch und gerade exponentiell in den integrationsunwilligen Immigrantenkreisen ausbreitet. Natürlich hat der Mann recht. Und wie er recht hat. Die Schreihälse sollen doch mal die Kirche im Dorf lassen! Aber das nicht sein kann, was nicht sein darf. Problematisch ist nur, dass Herr Sarrazin seine Erkenntnisse so plakativ veröffentlicht, dass man nicht umhinkommt zu vermuten, er gebe dem Stammtisch ein mit seiner Autorität untermauertes Forum.

Denn, auch der Stammtisch irrt keineswegs, wenn er im Gros der Einwanderer aus den muslimischen Ländern Wirtschaftsflüchtlinge sieht, welche die Vorzüge eines der noch immer reichsten Länder der Welt aufzugreifen versuchen und gleichzeitig aufgrund der historisch bedingten Weichgestricktheit dieses Landes keinen Gedanken daran verschwenden, sich der deutschen Sprache und Kultur zu nähern. Statt dessen wollen sie ihren Lebensstil hierher tragen, dabei völlig verkennend, dass es eben das deutsche Naturell war, das den wirtschaftlichen Erfolg begründete und nicht ihre arabische Lebensauffassung, vor der sie ja geflohen sind. Dort, wo Araber als Nationen reich geworden sind, floss Öl. Das hat nichts mit arabischer Mentalität und Schaffenskraft zu tun. Diese Leute bringen nun Verhaltenscodices mit sich, derer einige für Deutschland schlichtweg unerträglich sind. Doch gerade diejenigen, die jetzt so mutig gegen Thilo Sarrazin avancieren, sind zu feige, denen Apologeten der Zwangsverheiratung aufs Maul zu klopfen und sie rauszuschmeißen.

Das trifft für die Kriminellen mit Migrationshintergrund ebenso zu, sie mögen hier geboren sein, oder auch nicht. Und das ist die Crux, die es notwendig macht, dass einer mal Klartext redet. Das ist der Boden, auf dem Herrn Sarrazins Bestseller – wir prognostizieren mal, dass es einer wird – gedeiht. Hätte Herr Sarrazin eine Diskussion auf intellektueller Ebene begonnen, mit wohlfundierten Argumenten, Tabellen, Diagrammen, geschwurbelten Formulierungen aus dem Elfenbeinturm oder in dessen Presse, kein Aas hätte zugehört. Nun hat er wenigstens eines: Er hat einen Impuls ausgelöst, einen ersten Stein ins Rollen gebracht, Gründe aufgezeigt, warum die NPD mehr und mehr Stimmen gewinnt. Schuld sind die, sie vor lauter Gutmenschenheit nicht mehr aus den himmelblauen Augen gucken wollen, die wohligh dahinsieglern auf ihren Wolken des MultiKulti-Glücks, während tief unter ihnen alles stückchenweise in die Binsen geht. Bezeichnend aber ist, dass die deutsche Gutmenschen-Regierung nun baff erstaunt feststellt, dass sie sich weit, weit von dem Volk entfernt hat, das sie doch in dessen Namen regieren will. Auch der SPD-Vorstand wischt sich entsetzt die Augen. Die Basis hat die Schnauze voll und stellt sich zu 90% hinter Herrn Sarrazin. Gnade Gott einer Regierung, die sich in Wolkenkuckucksheim herumtreibt, statt dass sie sich mit den Problemen befasst, die immer mehr zu drängen beginnen. Wird kein Dampf abgelassen, explodiert der Kessel früher oder später zwangsläufig.

Wir stehen nicht hundertprozentig hinter Thilo Sarrazin – Gott bewahre! Vor allem seine These zum „Judengen“ halten wir für ausgesprochen dämlich. Die Juden sind eine große Nation. Diese Größe aber wurde nicht genetisch determiniert, sondern geschmiedet von Hass und Dummheit vieler Völker dieser Erde, gegen die sich die Juden jahrhundertlang zu behaupten hatten. Genauso dämlich wie dieser Blödsinn aus der antisemitischen Mottenkiste, so unsachlich und unter jeglicher intellektuellen Gürtellinie war jedoch auch der titel-thesen-temperamente-Kommentar vom 29. August 2010 bezüglich der Herkunft des Namens Thilo Sarrazins, welcher in Verbindung zu seinen Äußerungen gesetzt wurde. Dass ein deutsches Kulturmagazin

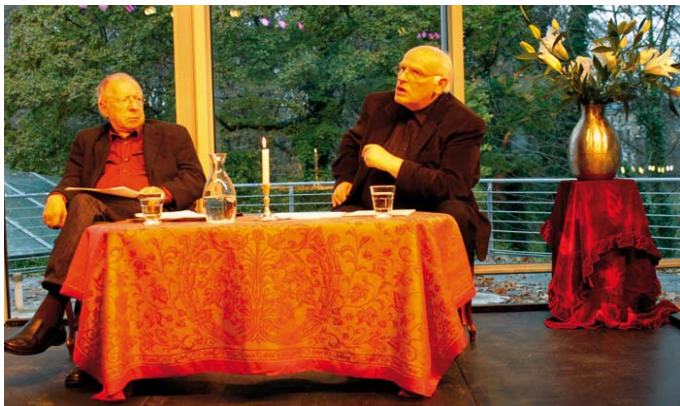
sich auf das Argumentationsniveau seiner natürlichen Gegner herab begibt, ist alarmierender als der von Herrn Sarrazin kanalisierte Stammtisch. Wir plädieren dafür, sein Buch gründlich zu lesen und differenziert zu betrachten. Vor allem aber sollte eines vermieden werden – nämlich das, was Herrn Sarrazin zu Recht vorgeworfen wird: das Kind mit dem Bade auszuschütten.

Die Russen sind da

Klaus Büstrin und Hans-Jochen Röhrig lesen aus Tagebuchaufzeichnungen

Michael L. Hübner

Das Sujet ging unter die Haut. Was Klaus Büstrin und Hans-Jochen Röhrig im Rahmen der Märkischen Leselust am Sonntag, dem 10.11. vortrugen, rief sicher bei manchen der zwanzig Besucher am Theaterpark unangenehme Erinnerungen an die letzten Tage des Krieges wach. Nur 20? Auf der benachbarten Studiobühne war das Kabarett Obelisk Potsdam zeitgleich mit seinem Programm „Filmriss“ unterwegs und saugte offensichtlich den Klassikern die Zuhörer ab. Schade war's, denn was die beiden Koryphäen Büstrin und Röhrig vortrugen, das hätte vor dem Hintergrund der aktuellen rechtsextremistischen Gewalttaten mehr Publikum verdient, vor allem Vertreter jüngerer Generationen. „Die Russen sind da, Kriegsalltag und Neubeginn 1945 in Tagebüchern aus Brandenburg“ heißt ein Buch das Peter Böthig und Peter Walther im Berliner Lukas Verlag vor einem Jahr herausbrachten. Es enthält Tagebuchaufzeichnungen von deutschen Augenzeugen, aus denen die beiden Stars der brandenburgischen Kulturszene mit gewohnter Professionalität vortrugen. Mag man sich an



Hans-Jochen Röhrig und Klaus Büstrin im Brandenburger Theater an der Grabenpromenade

Film- und Fotoaufzeichnungen aus dieser Epoche übersehen haben – die Berichte einfacher Leute führen erschreckend nah an das damalige Zeitgeschehen, welches das Unterste zu oberst kehrte. Und das im wahrsten Sinne des Wortes. Die Zwangsarbeiter, die Polen, die siegreichen Russen... all jene, die von den braunen Herrenmenschen zwölf Jahre lang als Ungeziefer diffamiert worden waren, hatten nun das Sagen. Und sie machten Gebrauch von ihrer neuen Macht. Sie zahlten heim. Die Weltkriegsverlierer mussten kuschen. Doch nicht die NSDAP-Bonzen, die SS, die Gestapo oder die Einsatzgruppen zahlten mehrheitlich den Preis ihrer Verbrechen, sondern die Leute von der Straße. Massenselbstmorde, willkürliche Erschießungen deutscher Männer selbst nach der Kapitulation, grauenhafte Vergewaltigungorgien besoffener und hasserfüllt aufgeputschter Rotarmisten an deutschen Mädchen und Frauen, angsterfüllte Nächte in Hauskellern, während die Rote Armee in der Guten Stube Kasatschok tanzte und die Reste des noch nicht geplünderten

Hausstands zertrümmerte, all das mussten die ausbaden, deren Schuld noch am geringsten gewesen war. Die Täter waren längst auf der Rattenlinie unterwegs nach Südamerika. Büstrin und Röhrig deklamierten die Tagebucheinträge so lebendig, dass der Schrecken der ersten Maitage des Jahres 1945, aufgezeichnet von normalen Menschen in brillantem und bildungsbürgerlichem Deutsch, Gestalt annahm. Dezent und feinfühlig Begleitung erfuhren sie durch den Pianisten Christian Deichstetter, der die sechshundsechzig Jahre alten Aufzeichnungen musikalisch übersetzte.

Die Zukunft wird wild

Das ZDF wagt einen dramatischen Ausblick ins Jahr 2030

Don M. Barbagrìgia

Na, wer hätte das gedacht! Gerade das ZDF, von dem wir eigentlich kaum noch mehr als stetigen Schwund erwartet hatten, meldet sich mit Pauken und Fanfarenschall zurück. „2030 – Aufstand der Jungen“ heißt die „Doku-Fiction“. Ja, aber hallo! Schöne Grüße nach Mainz. Das war doch mal ein cineastischer Hammerschlag. Ungeschminkt thematisiert das Zweite, mit dem man am 11. Januar 2011 zwischen 20:15 Uhr und 21:45 Uhr wirklich einmal besser sah, einen erschreckenden, einen ungeschminkten Blick in eine brutale Zukunft, nur 20 Jahre entfernt. Zwei Jahrzehnte – das ist gar nichts. Vor zwei Jahrzehnten fiel die Mauer und das war gestern. Das Szenario, welches von den Mimen des ZDF etwas unbeholfen, aber dafür umso sympathischer und authentischer gezeichnet wurde, hält sich strikt an einen roten Faden, an dem bereits heute schon gesponnen wird: Entsolidarisierung, eine aufklaffende Wohlstandsschere, demographischer Wandel und ein Gesundheitssystem, in dem der Name Hippokrates keine Glocke mehr zum Läuten bringt.

Dabei brauchten die Macher des Streifens nicht mal besonders viel Phantasie zu mobilisieren. Für etwa 90 Prozent der Weltbevölkerung ist das alles bereits Realität, was dort gezeigt wurde. Das – und weitaus schlimmeres. Der Plot war simpel. Ein „Millenniumskind“ namens Tim Burdinski versucht die nationale Datenbank zu fälschen, um seiner Freundin, die ein hohes Darmkrebsrisiko mit sich herumträgt, einige Vorteile zu verschaffen. Denn die Krankenkassen versichern längst nicht mehr jeden und alles. Wer genetisch für ein Krankheitsbild prädisponiert ist, der zahlt sich entweder dumm und dämlich oder aber er ist ganz draußen. Städtische Kliniken nehmen zwar im Gegensatz zu vielen privatisierten Häusern noch jeden Patienten an, wie er dann aber versorgt wird, steht auf einem anderen Blatt. Diese Frage stellt sich auch für besagten Burdinski.

Die Polizei, die ihn wegen seines Betrugsversuches inhaftieren wollte, schießt auf den Flüchtigen und verletzt ihn schwer. Zunächst irrt der herbeigerufene RTW 25 Minuten durch die Stadt. Zwei Kliniken weisen den Schwerverletzten ab. Der Notaufnahmearzt des Städtischen Klinikums schließlich erklärt der Journalistin Lena Bach, die den Fall recherchiert, man wisse oftmals bereits nach dem ersten Blick auf die Patienten, wieviel die Behandlung kosten wird und wieviel die Kasse maximal besteuert. Ein Wert, der unter 50% valuiert, schockt den Zuschauer. Er schockt ihn? Ja, aber warum denn? Diese Entwicklung läuft doch schon seit zwei Jahrzehnten – und in den U.S.A. ist das bisher Fabulierte seit eh und je Realität! „Unknown or bad insurance? Here you get a band-aid and – go! Out of here! There is the hospital's exit!“ Burdinski kann mit der Hilfe eines sozial engagierten Pflegers aus dem Krankenhaus entkommen, indem dieser ihm einen Totenschein ausstellt. Der Totgesagte flüchtet in einen

Stadtbezirk Berlins, der ähnlich der Bronx oder L. A. South Central zu den sogenannten NoGoAreas zählt, einem Elendsviertel, das längst der Kontrolle des Staates sowohl als auch dessen „Segnungen“ entzogen ist. Es ist Dantes Hölle: Wer hier eintritt, der lasse alle Hoffnung fahren. Müde werden die Brasilianer in den Favelas, die Neger in den Townships und die Philippinos aus den Slums von Manila abwinken. Verglichen mit denen geht's doch den deutschen Outlaws immer noch relativ gut! Die Kulisse erinnert ein wenig an Leipzig 1989. Auch nichts neues. Einigen wir uns darauf – den gemeinen Wohlstands-Wessi wird's gruseln. In diesem Ghetto lebt man ein Leben der Ausgestoßenen – keine Rechte mehr, aber auch keine Pflichten. Das Steueraufkommen dieses Stadtteils dürfte bei Null liegen. Jeder Obdachlose wird wohl sagen: Kenne ich! Ja, die Saat der Phänomene, die dem demographischen Wandel, dem Abstieg Deutschlands als Wirtschaftsmacht und dem Werteverfall quer durch alle Schichten der Gesellschaft geschuldet sind, ruht schon in fruchtbarem Boden. Erste zarte Triebe rankeln bereits am zusammenbrechenden Überbau des Staates empor.

Der düstere Blick, den das ZDF seinen Zuschauern zur besten Sendezeit orakelnd offeriert, macht den Landboten nicht weiter nervös. Zu lange schon tuten wir in dasselbe Horn. Was uns vom Hocker holt, ist, dass das staatstreue Zweite solche Töne anschlägt. Das ist ja, als ob der Bayerische Rundfunk einen Sabbat-Gottesdienst übertrüge oder PRO7 plötzlich Fernsehen mit Niveau böte. Ja, Donnerwetter und Chapeau! Selbst die Qualität des Gezeigten war sehr ordentlich und hob sich wohltuend von dem reißerischen amerikanischen Stil ab. Fein gezeichnet wurden so die sozialkritischen Konturen weitaus deutlicher sichtbar. Und noch etwas nahm drohend am Fernsehhorizont Gestalt an: Der Wert, den ein merkantil orientiertes, früher sagte man kapitalistisches System dem einzelnen Menschenleben beimisst: Dieser Wert orientiert sich bis auf die dritte Stelle hinterm Komma an der Fähigkeit des Einzelnen, sich auf einem neoliberalen Markt zu behaupten. Am meisten zählen die, die anderen effektiv in die Tasche fassen. Sodann kommen jene, mit deren Hilfe man andere melken kann und überflüssig ist der ganze Rest. Wie sagte schon jener interviewte Gesundheitsexperte aus dem Film, was der Aufnahmearzt dann auch umgehend bestätigte: Wenn sich ein letales Problem biologisch löst, bevor die erste Kanüle liegt, spart das eine Menge Behandlungskosten. Schöne neue Welt!

Dissident und Wendeaktivist

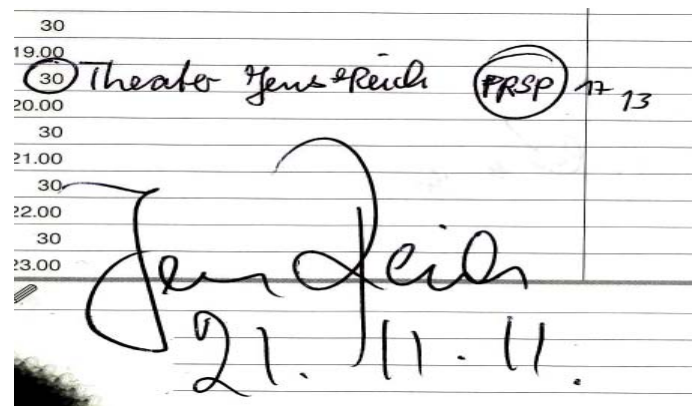
Jens Reich zu Gast im MontagSpezial des BT

Michael L. Hübner

Er gehörte zu jenem Fähnlein Aufrechter, die – persönlich integer und Evoller Idealismus – vor und auch nach der Wende 1989 für eine bessere Gesellschaft kämpften. Ein Vertreter des Geistes, ein Kenner der Materie



Ulf Brandstädter spricht mit Professor Jens Reich



und doch – im Angesicht der Dynamik des gesellschaftlichen Umbruchs ein Chancenloser, wie Professor Jens Reich in der Retrospektive seines Wirkens resignierend eingesteht. Es dauert ein bisschen, ehe der Mann aus sich herauskommt. Ein wenig zäh und gequält stellt er sich den Erinnerungen an das Leben in der DDR. Sobald aber Dramaturg Ulf Brandstädter die richtigen Fragen stellt, da taut er auf, der Jens Reich und etwa dreißig Gäste, die am Abend des 22.11. den Weg ins Theater zur Reihe „MontagSpezial“ gefunden hatten, lauschten gebannt. Fesseln kann er immer noch, er hat's drauf, dieser Thomas Morus der Wendejahre, den die Kommunisten vergeblich zu ködern suchten. Weder deren in Aussicht gestellte Privilegien als Reisekader konnten ihn korrumpieren, noch später das für einen Involvierten so segensreiche Geschäft der Politik. 1994 nominierten ihn die Grünen/ Bündnis 90 zum Kandidaten für das Bundespräsidialamt. 4,7 % der Stimmen im ersten Wahlgang und das Thema war erledigt. Aus dem Rennen war der Mann, der ehrbar seine Karriere seinen Überzeugungen unterordnete, dem aus diesem Grunde bei der Großen Demonstration auf dem Alexanderplatz am 4. November 1989 über eine Millionen Menschen zuhörten und applaudierten. Zweiundzwanzig Jahre später waren es noch dreißig – ein Pfund Bananen wiegt halt mehr als ein Zentner Demokratie und eine Tonne bürgerlicher Freiheit. Nun ist er der letzte rezente Vertreter des Ostens im Deutschen Ethikrat und ficht wieder einsam gegen die Übermacht eines vom Gelde diktierten Pragmatismus. Die Welt wäre sicher eine bessere, läge sie in den Händen von Leuten wie Jens Reich. Aber sie wäre schon auf einem guten Weg, kämen mehr interessierte und engagierte Staatsbürger abends ins Theater, um ihn zu hören.

Ein Genie spielt Cembalo

Arte erinnert an den großen Scott Ross

für cand. med. dent. Evelyn Hübner (†) zum 44. Geburtstag und für Moritz „Tätzl“ Hübner

Kotofej K. Bajun

Das ist das Privilegium des stellvertretenden Chefredakteurs und Häuptlings der Kulturredaktion. Per Ordre de Mufti kann ich das Thema an mich reißen. Sind sie traurig, Monsieur Lemarcou? Dieses mal, nur dieses eine Mal müssen Sie mir verzeihen, wenn ich Ihnen sage: „Is mir wurscht! Ich mach's. E basta!“ Dafür bleibt Ihnen der gute Bordeaux! Na, dann man los!

Für uns Taube, uns musikalische Idioten ist es ein Blick durchs Schlüsselloch in ein anderes Universum, in ein Feenreich, surreal und bezaubernd schön. Wir hören seine Stimme, wenn er etwas interpretiert, wenn er mitsingt und wir sind berauscht, besoffen, tasten uns durch die Nebel von Avalon,

versuchen zu verstehen – und sind doch so hilflos und glücklich, hilflos glücklich, glücklich hilflos. Gänsehaut – vom Schopf bis zu den Zehen: Scott Ross traktiert sein Instrument, das Cembalo, er streichelt es und fordert ihm dennoch die Crescendi ab, forciert, und die einschmeichelnden Töne durchwabern Raum und Zeit. Er interpretiert den Meister, den die Welt unter dem Namen Johann Sebastian Bachs kennt; er spielt Rameau, Scarlatti, Soler und Clementi. Und wie Couperin es forderte, sitzt er auf für unsere Augen ungewöhnliche Weise etwas angeschrägt, beinahe seitlich zur Klaviatur.

Es ist, wie wenn man der Musik des Meisters oder Vivaldis lauschte: Wenn der letzte Akkord verklungen ist, dann sollte Ruhe einkehren für eine Weile. Bestenfalls das Schnurren einer Katze sei erlaubt. Zu ihnen war er sanft, der Mann, der von sich selbst sagte, er sei ein Perfektionist, und ein autoritärer Tyrann dazu und der auf ungeheuchelte und trotzdem unaufdringliche Art für sich in Anspruch nahm ein Genie zu sein. Er war es, bevor er 1989 in Assas inmitten seiner geliebten Katzen und Orchideen verstarb, wie der Kultursender ARTE im Abspann eines dokumentarischen Beitrags schrieb.

Wer Scott Ross war? Wenn Ihnen die Namen Ton Koopman, Swjatoslaw Richter, Glenn Gould oder András Schiff etwas sagen, brauche ich nicht weiterzureden. Dann kennen sie ihn. Wenn nicht, dann hören sie einfach nur zu! Denn erklären lässt sich das nicht. Worte, und kämen sie aus der Musikwissenschaft, müssen vor dieser Kunst versagen. Nur noch dem Gefühl und der Empfindung ist der Zutritt ins dieses Zauberland der kunstvollen Töne gestattet. Die Biographie finden sie in der Wikipedia. Da müssen wir keine Redundanzen reiten.

ARTE rief die Erinnerung an diesen begnadeten Cembalisten im Rahmen der Sendung „eine ungewöhnliche Musikstunde mit Scott Ross“ am 13. Februar 2011 wach. Beinahe eine Stunde lang entrückte uns Ross aus diesem irdischen Jammertal, das er uns im Verbund mit denen alten Compositeurs zu erhellen wusste. Ross war der einzige, dessen Kritik an Glenn Gould wir ernst nehmen können, wenn er sich über die Ketzerei beklagte, dass Gould die Tasten eines Cembalos nicht anrührte, wenn doch die Alten das Piano gar nicht kannten und also für dieses Instrument schlichtweg nicht komponierten.

Dieses unbeschadet der Tatsache, dass sich für uns arme amusikalische Zeitgenossen eine Fuge aus des Meisters Feder, dargeboten von Gould, nicht minder überirdisch anhört, als wenn sich Ross als Traditionalist müht, der Welt nachzuspüren, in welcher und für die der Meister seine Kunst ersonnen hat. Den 20. Februar, einem Sonntag, wird ARTE die Sendung wiederholen. Zu früher Stunde, gegen 6:00 Uhr. Da ist es dann der Sippe verboten, zu husten, zu schnarchen, zu kommentieren. Das einzige Familienmitglied, das sich nach Belieben äußern darf, ist unser schwarzer Kater Moritz mit dem weißen Latz. Er hört die Musik nicht nur, er versteht sie! Er darf sie mit seinem Miauen und seinem Schnurren begleiten.

Denn ihn hatte Scott Ross geliebt – wahrscheinlich genau aus diesem Grunde. Wir aber wollen andächtig die Hände falten und lauschen und das Maul halten und staunen, zu welcher himmlischen Leistungen der Nackte Affe in Ausnahmen befähigt ist, wenn er gerade nicht dabei ist eine Atombombe zu konstruieren um seinen Bruder verglühen zu lassen. Dem Sender ARTE aber sei gesagt, dass er sich mit solchen Ausstrahlungen in die Liegen der europäischen Rundfunkanstalten qualifiziert hat, die wir für unverzichtbar erachten. Es gibt keinen Grund zu verzweifeln, so lange der Name dieses Sender selbst denen geistigen Einzellern ein Begriff ist, wenngleich auch nicht in der überragend positiven Konnotation, die wir mit ihm verbinden. Chapeau, ARTE! Chapeau nach Straßburg!

Ein gerechter Heide aus Kummerower

Ehm Welks Meisterwerk aus heutiger Sicht betrachtet

Michael L. Hübner

Es ist es sinnvoll, ein Buch Jahrzehnte nach seinem Erscheinen zu besprechen? Nun, wenn dieses Buch mehr ist als eine literarische Eintagsfliege, dann auf jeden Fall. Ehm Welks Biologie von den Heiden und den Gerechten von Kummerow zählt zu diesen großen Werken der deutschen Literatur, die es wert sind, sie wieder und wieder in das Gedächtnis der wenigen in Deutschland noch Verbliebenen zu rufen, welche die Kunst des Lesens noch beherrschen. Um eines vorweg zu sagen: Der Film ist große Klasse, dolle Besetzung, gut gespielt, herrliche Landschaftsauswahl und – so kommunistisch überformt, so in der Handlung verändert, dass er beinahe die ostelbische Antwort auf Ludwig Thomas – an dieser Stelle bekreuzigen wir uns – Lausbubengeschichten sein könnte. Nein, das hat nichts vom erzählerischen Tiefgang des Buches. Selbst der gesellschaftskritische Impetus, der doch im Film viel deutlicher formuliert wurde, kommt im Buche zwischen den Zeilen leise und dezent verborgen viel kräftiger zum Tragen.

Die beiden Bücher sind ein Zauberspiegel in eine vergangene Zeit, nein, in eine Epoche, die mit dem Ausbruch des ersten Weltkrieges ein für allemal unterging. War es eine gute Zeit? War es die viel beschworene „gute alte Zeit“? Nein, das war sie nicht. Auch wenn den Kummerowern und ihren Kindern diese Zeit ihrer Kindheit, das Leben in ihrem Dorfe wie ein Paradies vorgekommen sein mag – diese Zeit war knallhart, brutal bis zum Gehntichtmehr und sie legte das Wesen des Nackten Affen auf einen kalten, schnörkellosen Seziertisch. Es war eher die Armut, die in dieser Zeit herrschte – und dabei zählte Kummerow noch zu den reichen, den privilegierten Dörfern. Kein Vergleich mit russischen oder walachischen Weilern derselben Ära, kein Vergleich auch mit Dörfern, die nur einen Katzensprung entfernt, bei ihrer Ansiedlung kein so günstiges Los mit der Beschaffenheit des Bodens ihrer Gemarkung gezogen hatten.

Es ist das ganz normale Leben der Gutsknechte und -mägde, der Bauern, großer wie kleiner, der Kossäten und Tagelöhner und – der wirklich Armen, derer, die ganz unten stehen und denen man gerade so das Leben auf niedrigstem Niveau ermöglicht, was Ehm Welk mit unverblümter, wuchtiger und doch so facettenreicher und detailverliebter Sprache schildert. Mit dieser Sprache kann er umgehen, der Autor, und die Hiebe, mit denen er nach denen langt, die das Elend verantworten, sind nicht von schlechten Eltern. Doch ist – und das ist das Wunderbare an diesen beiden Bänden – keine Spur von kommunistischer Agitation zwischen im Gesamttext zu finden. Nur einmal lässt Welk den Vater seines Protagonisten Martin, Gottlieb Grambauer, zum Pastor Breithaupt sagen, der tue ihm zuviel der Ehre an, wenn er ihn einen Sozialdemokraten schimpfe. Sich der Sozialdemokratie anzuschließen sei er Zeit seines Lebens zu feige gewesen.

Wer in diesen Büchern, die permanent den Finger in die blutige gesellschaftliche Wunde des Unterschiedes zwischen arm und reich legen, nach kristallklar herausgearbeiteten und makellosen Klassenkämpferpersönlichkeiten sucht, wie sie von den Bolschewisten und den Nazis so geliebt wurden, der scheitert. Welk schaut genau hin. Und so zeichnet er auch seine Figuren: Da gibt es keine in sich geschlossenen Monolithen wie die von Arno Breker oder die von Walter Womacka. Welks Figuren entspringen ungeschminkt der Realität, sind so, wie sie wirklich sind – das ist das Grandiose. Sie sind menschlich und ich-bezogen zugleich, im selben Augenblicke gütig und von Hass zerfressen, missgünstig und in jedem Augenblicke auf den eigenen Vorteil bedacht, um plötzlich wieder

einen kleinen Sonnenstrahl an Menschlichkeit durchbrechen zu lassen. Wer Geld hat, der hat gut lachen. Der Rest ist im Arsch! Diese Philosophie des elfjährigen Armenhäuslers Johannes, der sich mit seiner Mutter Luise und dem versoffenen Großvater und Nachtwächter Andreas Bärensprung eine winzige Stube einer verfallenen Kate am Rande des Dorfes teilt, und dem grausamen Hohn und der Verachtung der Dörfler, jung wie alt, ausgesetzt ist, besticht durch ihre frappante Treffsicherheit. Welk, der sich so unendlich gefühlvoll in die kindliche Seele hineinfühlen und -denken kann, lässt hier nicht den geringsten Raum für eine verlogene Idylle. Wie gesagt, es ist für uns Heutige, die wir in einer verfetteten und dekadenten, völlig Gesellschaft leben, die sich einen gefühlsduseligen Anschein gibt, eine harte Welt. Die Dresche, welche die Kinder von ihren Eltern, ihrem Pastor und auch dem Schulleiter und Kantor beziehen, gehört zum Alltag wie, nein – nicht wie das Frühstück. Denn das gehört für viele nicht dazu. Eher noch alltäglich wie der Tod: Oll Mutter Harms will sterben. „Komm' se man, Herr Paster! Se will de Sterbesakremente!“ Und der Preester, der gerade beim Pflügen ist und stolz auf seine schnurgeraden Furchen, treckt sich den Talar über die Langschäfter, und stiefelt mit Kot und Mist an den Sohlen zur Sterbenden. Die Dorfjugend will sich inzwischen beim geistlichen Hirten des Ortes eine Nummer machen, pflügt weiter, und versaut dem Landwirt-Theologen den Acker.

Der bedankt sich, indem er seinen Helfern ganz unchristlich eine knallt. Blinder Eifer schadet nur. Die Jungens nehmen es gelassen. Sie keilen sich untereinander, zanken und vertragen sich, schmieden Koalitionen, verfeinden sich und stehen nur zusammen wie ein Mann, wenn es gegen die Kinder des Nachbardorfes geht. Schon ein Dutzend Dörfer weiter würde man sie wie Gäste neugierig willkommen heißen – aber die Nachbarn... Schlimmere Feinde gibt es nicht. Oder wohl nur in der eigenen Familie. So haben Konrad Lorenz und Desmond Morris das Wesen des Nackten Affen beschrieben, so ist der Raubaffe gestrickt und so hat ihn Ehm Welk meisterhaft in Szene gesetzt. Die Kummerower Gören sind Straßenmischlinge, an Robustheit und Derbheit kaum zu übertreffen. Auch die Nazis hätten ihre helle Freude an Welks Schilderung Martin Grambauers gehabt. Doch lassen wir die Braunen beiseite. Jedem, dem ein wenig an Verhaltenskunde liegt, hat sein Vergnügen an diesen beiden Büchern. Welk karikiert nicht wie Joseph Heller oder Samuel Shem, er zeichnet wirklichkeitsgetreu. Das reicht durchaus. Da ist der Müller Düker – ein psychopathischer Charakter.

Wer weiß, durch was für eine Kindheit der gegangen ist, um so zu werden. Oder hat er vielleicht krankheitsbedingt eine vergrößerte Amygdala, einen Tumor oder eine Laision des Hirns? In Welks Welt fragt niemand danach. Man ist wie man ist und entweder man passt bezüglich des eigenen Besitzes und des eigenen Naturells in die Dorfgemeinschaft, dann hat man es immer noch schwer genug, oder man ist erledigt. Mobbing – ein Wort unserer Tage, ein Tatbestand, so alt wie die Menschheit selbst. Mit großem Vergnügen erzählt Welk, wie der bössartige Müller von der Dorfjugend gemobbt wird. Die Erwachsenen stehen mit verhaltener Schadenfreude dahinter. Der Leser ist auf ihrer Seite, denn Düker hat schließlich sein Pferd totgeprügelt und den alten Hirten Krischan Klammbüdel, der sich vor das Tier zu stellen wagte, ebenfalls niedergehauen. Aber auch der dorffärmste Junge wird mitleidlos und grausam gemobbt. Welk nimmt kein Blatt vor den Mund, beschönigt nichts. Selbst die Familie ist kein Hort des Friedens. Die große Schwester hasst den kleineren Bruder und er sie, und nur die Eltern lieben ihre Kinder, das eine mehr und das andere weniger. Wieviel Zank und Unfrieden, Rachsucht und Bosheit auf den dörflichen Kirchhöfen ruht, ist wahrhaft unbeschreiblich. Man tut christlich und ist es doch nur mit einem Zehntel des Herzens. Der Rest ist erstarrtes Ritual, ganz so wie die überkommenen und vom Pastor verfluchten Bräuche aus der Heidenzeit. Der Titel „Die Heiden von Kummerow“ war schon ganz recht gewählt.

Und es ist Welk hoch anzurechnen, dass er die echten Heiden, die das Land vor den Christen besaßen, als die aufrichtigeren und barmherzigeren Landeskinder schildert. So, wie er die liebliche Natur besingt, deren Teil die „christlichen“ Dörfler so gut sind, wie ihre heidnischen Voreltern. Der Pastor mag von der Kanzel aus gegen Unzucht und sittlichen Verfall wettern, was das Zeug hält – bei der Heumahd in jedem Juli treiben sie's in den Schobern doch wie die Zuchtkarnickel und im März hat der Pastor dann unter dem Spott der Nachbardörfer regelmäßig viel mit dem Taufen der unehelichen Bälger zu tun. Prohibition bringt halt nichts. Verbiete ihnen das Saufen – das Volk brennt heimlich. Verbiete ihnen das Rammeln – und sie ächzen und stöhnen, quietschen und quieken hinter der Scheune, auf der Tenne, hinterm Holunderbusch und vögeln sich die unsterblichen Seelen aus dem Leibe. Es ist diese harte und trotzdem von Welk mit viel Mitgefühl und Liebe berichtete Realität, die dennoch mit keiner Silbe ins Sentimentale gleitet, die so erschüttert, die so fasziniert.

Kinder sind grausam. Aus Kindern werden Erwachsene. Die meisten dieser Erwachsenen bleiben untereinander große Kinder. Was wird aus Johannes? Ein SS-Aufseher in Sachsenhausen oder ein kommunistischer Funktionär? Ein Opportunist, der für drei Taler Weib und Seele verkauft? Oder ein Vorkämpfer für Gerechtigkeit? Letzteres ganz sicher nicht. Es wird die Kommunisten gewurmt haben, wie eben jenen Professor Hans Mayer, der für die „Heiden“ das Vorwort schrieb, das gerade aus Johannes kein Rot-Front-Kämpfer wurde. Sein Glück vielleicht. Am Ende würde ihn die KPD man bloß zum Studium nach Moskau delegiert haben, wo ihn die GPU aus dem Hotel Lux abgeholt und umgebracht hätte. Nein, es mag so aussehen, aber mit keinem Wort malt uns Welk eine Idylle, eine Welt der Sehnsucht, auch wenn sie die Welt der eigenen Väter und Mütter ist, die heimatliche Scholle, in deren Boden die eigene Herkunft wurzelt, tausend Jahre tief.

Mit jeder Seite begreifen wir mehr, warum die Kummerow-Bilogie in der Deutschen Demokratischen Zone Bückware gewesen ist. Grafenkinder, die trotz Standesdünkels unbefangen mit den Bauernkindern wie mit ihresgleichen spielen. Ja doch, später trennen sich die Wege. Aber das passte nun gar nicht hinein in die kommunistische Geschichtsauffassung. Bauern, die sich aufführten wie kleine Junker und alles andere als revolutionäre Ideen vertraten. Nee, das geht ja nun gar nicht. So können wir schon an Ehm Welks Büchern begreifen, warum die DDR letzten Endes scheitern musste: Sie formte ihr Fundament aus einem haltlosen Phantasiegebilde, einer geklitteten Geschichtsauffassung, in der es von mehr Märchen und Sagen wimmelte, als in Grimms und Hauffs und Andersens Märchensammlung zusammen. Die kommunistischen „Historiker“ versuchten das wahre Wesen der Dinge per Ordre de Mufi im Nachhinein wegzuleugnen. Das konnte auf Dauer nicht gut gehen.

Ein Pastor, der im Grunde genommen menschliche Züge hatte, aber eben doch ein ganz gewöhnlicher raffgieriger und auf den eigenen Vorteil bedachter Gannef war, dessen Worte ach so oft im eklatanten Widerspruch zu seinen Taten und den Taten der von ihm vertretenen Obrigkeit standen – das ging alles nicht in die Schwarz-Weiß-Schemata der kommunistischen Welterlösungsmodelle hinein, eben immer nur ein bisschen, aber irgendwo stand immer eine Ecke drüber. Aber das ist es, was wir Welk so hoch anrechnen: Die ungeheure Vielschichtigkeit, die Farbigkeit, die Widersprüchlichkeit, die er so herzhaft aus dem prallen Leben gegriffen hatte und die die Menschen so nackt vor uns stehen lässt, keiner Lüge und keinem Selbstbetrug mehr Luft zum Atmen lassend – und immer wieder der salzige Finger in den unendlich vielen blutenden Wunden des wilhelminischen Deutschland – das macht aus Welks Kummerow-Bänden neben aller erzählerischen Finesse und Kunst ein wahres Meisterwerk. Wertvoll aber wird ein Buch aber erst richtig, wenn es nicht nur hilft, das

von ihm beschriebene Zeitgeschehen zu begreifen, sondern wenn es quasi zeitlos in Gegenwart und Zukunft weist. Just diesem Anspruch wird Welks Kummerow-Saga gerecht. Sie ist einer Eisdecke vergleichbar, von welcher der Schnee heruntergefegt ist. Man erkennt durch sie klar und deutlich die Tiefe längst vergangener Tage und weiß doch: Der Nackte Affe ist sich durch alle Zeitläufte hindurch hundertprozentig treu geblieben! Er ist derselbe alte Schurke, der nur danach trachtet, den Nächsten um das Seine zu bringen und dennoch mitunter zu bewundernswertem Altruismus befähigt ist. Und noch eines lehrt uns Welks Buch. Das soziale Leben in denen Dörfern hat sich grundlegend verändert. Sicher nicht hin zum Guten. Hübscher werden sie geworden sein und ansehnlicher, die Kummerows von heute. Aber während man damals bei Nachbarn noch einfach so auf den Hof oder in die Küche ging, wenn jemand anwesend war, so sind heute viele Hoffore verschlossen.

Kleine Festungen sind die Höfe, selbst und vor allem gegen die Nachbarn. Man sitzt nicht mehr abends auf der Holzbank in oder vor der Laube gemeinsam, um noch ‚was zu schwatzen. Viele Krüge machen dicht, weil sie von den Hochzeiten und den Silvesterfeiern alleine nicht mehr leben können. Die Bauern und ihr Gesinde findet man weder dort, noch Sonntags in der Kirche. Das Problem der Vereinsamung hat, von der Stadt kommend, nun auch schon die Dörfer erreicht, in denen das Kuriosum möglich ist, das Hofbesitzer nach richterlichen Entscheidungen ihr gackerndes, blökendes, bellendes und wieherndes Vieh abschaffen müssen, weil man die Dörfer nun schon als „Schlafdörfer“ bezeichnet und nicht mehr als „Wirtschaftsdörfer“. Und da hat eben kein Vieh mehr etwas verloren. Es ist eine fürwahr wahnsinnige Welt geworden.

Das Panoptikum, das Welk vor seinen Lesern ausbreitet, ist untergegangen, ein Anachronismus geworden. Ist es das wirklich? Leider müssen wir sagen: Ja! Was an ihm ging unter? Die Brutalität und der mitleidlose Eigennutz der Menschen? Wich er unserer geläuterten Zivilisation, welche die Prügelstrafe abgeschafft hat und Eltern mit Kittchen bedroht, die ihren missratenen Sprösslingen eine durchreichen? Nicht die Bohne. Auf der Gewalt beharrt der Staat als großer Lenker und Vorbildgeber nach wie vor. Er setzt sie nur sublimer um, er prügelt nicht mehr – er vernichtet gleich. Er lässt fallen und verdorren. Der Mensch ist des Menschen Satan. In dieser apokalyptischen Tragödie den Humor zu behalten und allem grauenhaften Dasein trotzdem noch lustige Seiten abzugewinnen, darin, genau darin liegt das wohl größte Verdienst des Ehm Welk. Die Heiden und die Gerechten von Kummerow sind in erster Linie keine Kinderbücher, sie sind keine Gesellschaftsromane auf bäuerlicher Ebene, sie sind ein Lehrbuch der Gesellschaftswissenschaften und der Verhaltenskunde. Sie zählen zu den großen Vertretern der deutschen Literatur des 20. Jahrhunderts.

Ein Jahr Knast – Familie im Eimer

Stadtmuseum zeigte den Film „Verriegelte Zeit“ von Sybille Schönemann

Michael. L. Hübner

„Komm‘ se!“ „Gehn‘ se!“ „Bleim‘ se stehn!“ Mehr als dieses „K“ stumpfsinnige aber programmatische Gebell hörten Sybille und Hannes Schönemann ein Jahr lang kaum von ihren Kerkermeister. Wozu auch? Schönemanns waren in den Augen von Partei und Regierung Abschaum, Verräter, Klassenfeinde. Beide versuchten als Regisseure bei der DEFA in Potsdam zu arbeiten. Beide ließ man ihre rebellischen Projekte nicht durchgehen. Beide wollten die DDR verlassen und beide landeten



Museumsvolontär Marius Krohn und Regisseur Hannes Schönemann im Frey-Haus der Altstadt Brandenburg an der Havel

dafür am 28.8.1984 im Gefängnis, sie in Hohenleuben, er in Bützow. Am 17.7.1985 dann endlich die gemeinsame Ausreise in den Westen. Doch damit war die Schreckenszeit nicht vorbei. Sicher, die beiden Töchter durften innerhalb der nächsten sechs Wochen nach Hamburg nachkommen, aber die Zeit als politische Gefangene der DDR – die gab es offiziell gar nicht – hatte gerade in der empfindsamen Seele der Sybille Schönemann tiefe Spuren hinterlassen. Und so versuchte sie ab Weihnachten 1989 bis in den Sommer des nächsten Jahres hinein, ihr Trauma mit den ihr gegebenen Mitteln aufzuarbeiten. Ein weltweit viel beachteter und hochdekoriertes Film entstand: „Verriegelte Zeit“, eine Spurensuche der Sybille Schönemann, fünf Jahre „danach“. Was sind fünf Jahre? Das Stadtmuseum zeigte diesen Film am Abend des 25. November. Museumspädagogin Gudrun Bauer drückte mit der Regisseurin zu Neuruppin einst die Schulbank. Diesem Umstand verdankte ein 25köpfiges Publikum den Genuss einer der bedeutendsten und wichtigsten filmischen Dokumentationen der jungen Nachwendzeit. 1990 – die DDR war noch nicht ganz tot, der Westen stand noch an der Türschwelle, rechtsfreier Raum, nicht das erste Mal in der Mark. Es waren Dinge möglich, die sich heute jeder Phantasie entzogen: Täter wurden unverdeckt und mit Klarnamen vorgestellt.

Da war die Gefängniswärterin Hauptmann Kirst, lakonisch „Erzieherin“ genannt; da sagte der auf dem Wäscheplatz seiner Platte abgepasste Vernehmungsoffizier Hauptmann Hollwitz erst ein Interview zu, dann floh er vor der Kamera. DEFA-General Hans-Dieter Mäde reichte der auch von ihm maßgeblich ins Unglück gestürzten Sybille erst die Hand durchs Gartentor und flüchtete sich dann in eine Krankheit, seine Personalchefin Regine Buresch hatte nur unterschrieben, was man ihr vorgelegt hatte und wusste ansonsten von nichts: „...ich war gerade einen Tag da...“. Stasi-Oberstleutnant Peter Gericke erklärte mir kühler Sachlichkeit den Aufbau eines operativen Vorgangs:

„Zur Persönlichkeit des Täters und seinem Schicksal hatten wir keinerlei Beziehung“ erklärt der Scherge mit festem Klassenstandpunkt, der nach der Wende als Baumpflanzer bei Friesack arbeitete. Er hielt das Filmteam für die getarnte Vorhut des BND, die ihn auf eine weitere Verwendung im Geheimdienst prüfen würde. Deshalb plauderte der noch immer bewaffnete Forstarbeiter mit brutaler Offenherzigkeit aus dem Nähkästchen. „Der versuchte sich professionell zu spreizen,“ lächelt Hannes Schönemann, der statt seiner geschiedenen und erkrankten Frau der Filmvorführung beiwohnte und dem Publikum hernach für Fragen zur Verfügung stand. Das Lächeln kommt matt rüber – die Familie ist an diesem Jahr zerbrochen. „Meine Jüngste glaubte, als wir sie im Westen am Bahnhof abholten, wir seien beide Schauspieler, die ihre Eltern spielen, damit ihr Leiden gelindert

würde. Das dachte sie noch jahrelang.“ Die Ehe scheiterte. „Hätte ich gewusst, was da alles noch auf uns zukommt, ich glaube, ich hätte den Ausreisantrag zurückgezogen.“ Hat es was gebracht? Nun ja, nicht zuletzt dieser Film richtete den Fokus auf den Potsdamer Richter Lutz Weide, seinerzeit kritikloser Erfüllungsgehilfe der Staatsmacht und Unterzeichner des Schönemann'schen Hafibefehls. Weide durfte nach der Wende ungestört als Arbeitsrichter in Potsdam mit weichgespültem Leumund weiterarbeiten. Der Fall beschäftigte am 31.05.2011 sogar den Landtag. Der linke Justizminister Volkmar Schöneburg geriet ins Kreuzfeuer der öffentlichen Kritik. Dennoch, einen großen Teil seiner Bedeutung bezieht der vom Stadtmuseum gezeigte Film als Studie einer urdeutschen Krankheit, welche Personalchefin Buresch so grandios auf den Punkt gebracht hatte: „Ich sollte unterschreiben. Befehl von oben. Was auf dem Papier stand weiß ich nicht. Ich habe unterschrieben...!“

Ein Kater zum Verlieben

Christian Theede bereichert deutschen Märchenfilm

Kotofej K. Bajun

Deutsche Märchenfilme von Format – seit den Zeiten der verblichenen DEFA selig war so etwas kaum noch auf den Mattscheiben zu sehen. Aufgeblasener, hohler, gestelzter und unsinnig überladener Schotter allerorten. Die Figuren blass und fade und so post-achtundsechzig angehaucht. Das war typisch für die Generation KITA, die keine Kindergärten mehr kannte und aus Kindern Kiddies machte, aus späteren Lehrlingen „Azubis“, aus Studenten „Studierende“ und was dergleichen Hirnschelligkeiten mehr sind und dieser ganze pseudodidaktische Nonsense war schon in den guten alten Hausmärchen angelegt. Es war schon nicht mehr zum Aushalten, was uns da von unseren oftmals westdeutschen Landsleuten vorgesetzt wurde. Hätte man sie noch eine Weile gelassen, diese Langweiler, dann hätten sie den/die gestiefelte Kater/In auf Achse geschickt.

Denn „Der gestiefelte Kater“ der Gebrüder Grimm wurde von der DEFA unseres Wissens nach nicht aufgegriffen. Wahrscheinlich enthielt er zu wenig revolutionäres Potential in der Tradition der klassenbewussten Arbeiter. Die Fredersdorf-Produktion von 1955 war..., na ja, reden wir nicht drüber. Aber dann, aber dann, aber dann... Christian Theede machte sich 2009 an den Stoff und heraus kam ein allerliebster umgesetztes Märchen, das auf Kinder und Erwachsene gleichermaßen entzückend wirkt. Ohne Schmand und Schmonzes, ohne blödsinnig gestrickte Drumherum-Geschichte erfrischend stringent und getreu dem Grimm'schen Vorbild erzählt, lässt der Film nichts, aber auch gar nichts vermissen, was ein schönes Märchen ausmacht. Alles ist schlicht gehalten – aber nicht die Bohne billig. Low Budget, vielleicht, gewiss... Aber man merkt es nicht. Und Kinder brauchen auch gar nicht so viel Kulisse.

Die farbigsten Bilder entstehen noch immer in ihren Köpfen. Man braucht ihnen nur kleine Brücken zu bauen und schon füllen sie den Rest mit der ihnen eigenen Vorstellungskraft. Herr Theede baut diese Brücken, die seine Zuschauer, groß und klein, fesselnd ins Geschehen hineinziehen. Er baut sie mit dezentem, unaufdringlichem Witz und Charme und er holt sich Leute an Bord, Schauspieler, die das Konzept tragen. Roman Knížka gibt den Kater Minkus. Gleichwohl er die spitzen Ohren und den Schwanz vermissen lässt, Knížka ist der Kater – und was für einer! Teufel, der Bursche hat ein paar Augen, da müssen doch die Weiber schwach werden, oder es sind keine rechten Weibsbilder. Wie er das einsetzt, zum Vortrag bringt, wie das

blitzt und leuchtet, wie er den Kratzfuß macht mit vollendeter Galanterie und dazu sein courtoises Französisch! Wenn je einer des Tragens roter Kanonenstiefel und eines verwegenen Schlapphutes wert war, dann dieser pelzige Edelmann, der sein gemaltes Konterfei aus „Shrek II“ beinahe noch übertrifft... obwohl das kaum möglich scheint! Die Figur des Müllers Hans wurde von Jacob Matschenz sehr vorteilhaft besetzt. Kein süßlicher Prinz-Eisenherz-Verschnitt, handfest und doch zu Höherem tauglich.

Freundlich, gutherzig, vorbildfähig. Die Prinzessin, die sich in ihn verliebt, beweist guten Geschmack. Diese Prinzessin Frieda (man beachte den einfach schönen und schön einfachen deutschen Namen), gespielt von einer zum Verlieben hübschen Jennifer Ulrich, und ihr Vater König Otto – jawoll! – gehen so herrlich leise in ihren Rollen auf.

Sie sind so unaufdringlich und doch so präsent. Ihr Hofstaat ist nicht überladen, nichts lenkt von den Kernaussagen ab. Eben eine echte Märchenprinzessin und ein echter Märchenkönig, der übrigens von Kai Wiesinger ausgefüllt wird. Dieser Kai Wiesinger ist wohl der unbestrittene Traumvater aller kleinen Töchter. König und Prinzessin kommen eben unpräzise einher, uneitel und einfach herzlich. Sie wirken aus sich heraus.

Von diesen Attributen kann sogar der Zauberer Abbadon ein gut Teil für sich reklamieren. Diese Figur so zu übersetzen kommt einem Geniestreich Herrn Theedes gleich. Jürgen „Abbadon“ Tarrach ist nicht böse genug, um die Kinder in ihre Alpträume zu verfolgen, aber das Potential zu einem bösezynischen Manne hat er schon, der schwarze Magier. Nur dass sich seine Zaubersprüche immer reimen müssen wie die Limericks, das stört uns alte Zausel, die wir auf Stab- und Gegenreim abfahren.

Aber die Kinder wollen das so. Und deren Film ist das ja nun mal. Also wollen wir das lästernde Maul halten. Nein, nicht ganz. Ein Kritiker muss auch was zu Meckern haben, was wäre das sonst für eine Kritik! Also, den Kutscher Eberhard (Peter Kurth) zieht's fortwährend und wie eine Art fahler running gag in die nächstgelegene Kneipe. Kein Qualitätsprädikat für einen Chauffeur – Kinders: ihr hört da mal weg und kichert nicht jedes Mal so infantil! Kneipen und Führerschein mit 17 vertragen sich in etwa wie Feuer und Eis. Merkt euch das für später!

Doch der Rest, der ganze Rest ist makellose, gefällige und kindgerechte Filmkunst vom Feinsten – man möchte sagen: hohes Ost-, sprich DEFA-Niveau. Gutes muss nicht teuer sein. Insofern führt dieser kleine 60 Minuten-Streifen Hollywood an der Nase vor wie einen alten, übergewichtigen Tanzbären. Toy-Story, die Hundertachtzigste? Wir gähnen... Welch dröge Zeitverschwendung. Brothers Grimm – wir bekreuzigen uns – weg, nur weg! Alternativlos sind wir Gott sei Dank nicht mehr, seit uns Herr Theede mit einem hervorragenden Kameramann Simon Schmejkal und einer fürwahr liebenswerten Crew einen gestiefelten Kater bescherte, der in unserem Falle ganze vier Generationen vor dem Fernseher glücklich machte.

Selbst der außer Konkurrenz antretende Mitarbeiter des Landboten, unser ungestiefelter Kater Moritz, verfolgte das Geschehen mitunter. Um seine Meinung befragt, antwortete er zwar mit einem müde gequäkten „Mau“, aber das, Freundchen, wir wissen es, ist der blanke Neid auf solch einen Kollegen. Geh mal, geh! Geh zu Deinem Futternapf! Wir bleiben dabei: Dieser Film ist eine Wucht und wir empfehlen ihn. Wir empfehlen ihn den deutschen Sendeanstalten und wir empfehlen ihn den DVD-Sammlungen deutscher, mit Kindern gesegneter Haushalte und wir empfehlen ihn auch denen Älteren, die mutig genug sind das Kind in sich nicht zu verleugnen. Es ist ein wirklich schöner deutscher Märchenfilm. Hut ab und Danke schön!

Ein Mann und sein Esel

Michael Kessler und Elias punkten für den rbb

Kotofeij K. Bajun

Mitunter kommt er ja etwas farblos einher, etwas altbacken, dröge und hölzern - der rbb und man schaltet „rüber zum Mitteldeutschen Rundfunk, der mit spektakulären Formaten wie der „Geschichte Mitteldeutschlands“ aufwartet. Aber dann, dann fährt der rbb das schwere Geschütz auf: sie lassen den Michael Kessler mit seinem Esel Elias auf Reisen gehen. Von Berlin geht's an die Ostsee – zu Fuß. Es wärmt das Herz. Der Kessler Micha ist ein sympathischer Mann, der die Menschen, die er unterwegs trifft, aufschließt mit seiner entwaffnenden, absolut nicht aufdringlichen Offenheit. Das Eselchen ist sein Kamerad, er selbst ist ein einfacher Zeitgenosse, der selbst allerdings über ein gewaltiges Wissen verfügen muß. Er pranzt nicht damit. Aber es blitzt durch, wieder und immer wieder. Er fragt. Aber wenn man intelligente Fragen stellen will, dann muss man wissen. Und immer wieder trifft er Leute unterwegs, die ihm Auskunft geben, für ihn da sind, ihn unterstützen – der hilfsbereite Osten – noch lebt er! Das Eselchen Elias hilft ihm, signalisiert den Menschen: Der da kommt, der will dir nichts Böses. Der kommt nicht vom Finanzamt.

Es ist ein sublimer Humor, der dem Fußreisenden anhaftet. Und er macht es von innen her – aus dem Herzen. Vierzehn Tage streift er durch das Land. Ein vergessenes Land. Aber Heimat doch. Unsere Heimat, die einzige, die wir haben. Michael Kessler gebührt das Verdienst, dieser Heimat nicht nur ein Gesicht zu geben, er macht deutlich, warum wir diese Heimat einfach lieben müssen. Unpräzise geht er zu Werke.

Das letzte Bild: Ein Mann und sein Esel schauen sie aufs Meer hinaus. Der Mann ringt mit Tränen, denn diese Szene bedeutet Abschied. Er schmiegt seinen Kopf gegen den des grauen Kameraden. Das hier ist kein Kitsch. Das ist ganz großes Kino, denn es ist echt. Das verzichtet auf große Gesten, auf Schwulst, auf Pathos. Wir müssen nicht unsere rosaroten Träume projizieren – wir können es mitleben. Genau darauf kommt es an. Wir erleben es mit, wir leben es mit. Den halt' dir warm, rbb! Der Michael Kessler ist dein Trumpf-As im Ärmel. Ihr seid kein reicher Verein, viel Bewegungsfreiheit für Hochbudget-Produktion habt ihr nicht – aber dieser Mann beweist, wie man mit wenig Geld alles reißt und alle anderen Sendeanstalten samt ihrem Programm aus dem Rennen schlägt. Denn wenn Michael Kessler und Elias wandern, dann legt man die Fernbedienung ganz weit weg, aus Angst, aus Versehen draufzukommen und umzuschalten. Dann gehört alle Aufmerksamkeit, alle Begeisterung für diese Zeit nur einem Sender: dem Rundfunk Berlin Brandenburg, dem rbb in der Berliner Masurenallee.

Eine Magd will nach oben

Hank Teufer führt Pergolesis Kleinod auf

Kotofeij K. Bajun

Wenn ein Mime pausenlos grimassiert und eine geschlagene Stunde lang kein verständliches Wort von sich gibt, nur ein quiekendes Gestammel hören lässt, um dann einen begeisterten Schlussapplaus mit Getrappel einzufahren, dann kann man sich darauf verlassen - Hank Teufer spielte persönlich. Teufer - Il Divino! Er gab den stummen Diener Scapin in Pergolesis 1733 uraufgeführten komischen Oper „Die Magd als Herrin“.



Simone Neuhold, Maximilian Klakow, Dmitri Pavlov

Eine klassische Oper in Brandenburg an der Havel? Das event-theater brachte den Zweiakter her und Teufer gelang es, zwei geniale Mimen zu verpflichten. Wie macht der Mann das? Die Serpina, zu deutsch Zerbine, besetzte er mit Simone Neuhold, der Rössel-Wirtin aus dem verwichenen Jahr.

Ein herrlicher Sopran, eine Stimme zum Dahinschmelzen... das Schauspiel ging ihr genauso souverän von der Hand: Serpina, serpens, lateinisch: Die Schlange. Ei, das war sie fürwahr! Wenn sie sich kokett tänzelnd über die Bühne schraubte, ihre Herrschsucht mühsam bemeisternd, schalkhaft verschlagen, so blieb eines in Erinnerung: das zierliche Luder mit der glockenhellen Stimme! Für das Furiosum des Abends sorgte aber ein Nachwuchstalente von gerade mal 19 Jahren.

So wie das Drei-Mann-Stück Teufers jedem Schlosstheater Ehre gemacht hätte, so sicher wird man den Namen Maximilian Klakow in wenigen Jahren schon auf den großen Bühnen wiedertreffen. Nach nur anderthalb Wochen Einübungszeit gab er den Doktor Pandolfo mit einer solch grandiosen mimischen Leistung, einem solch herrlichen Bass, die Talente-Scouts der Nation wären mit Blindheit geschlagen, übersähen sie diesen Klakow.

Das Ein-Mann-Symphonieorchester hieß Dmitri Pavlov, Teufers Stammaktie, sozusagen das „e“ im event-theater. Er allein traktierte Klavier und Akkordeon zur Partitur aus dem Rokoko. Dieses übrigens feierte in der prachtvollen Kostümierung durch den für die Ausstaffierung und das spartanische Bühnenbild verantwortlich zeichnenden Stefan Drotleff eine herzallerliebste Wiederauferstehung.

Das kontrastierte so wunderbar mit dem rauen Charme der die Aufführung beherbergenden Industriearche auf dem Gelände der alten AlWo in der Neuendorfer Straße. Diese ungewöhnliche Spielstätte hatte der Brandenburger Architekt Detlev Delfs gesponsert, mit allem was dazu gehört. Brandenburger Kunst hat einen eigenen Gaius Cilnius Maecenas gefunden.

Alles in allem appelliert das aparte Stück, dessen Regie Sylvia Kuckhoff übernahm, so burlesk das Thema auch sein mag, an den feinen, an den erlesenen Geschmack. Dass dieser am Havelstrand noch immer seine Heimstatt hat, bewiesen die 75 Gäste im ausverkauften Haus. Im Mai wird sich die kleine Opera buffa mit ihren entzückenden Arien im Rahmen des Brandenburger Klostersommers an vier Spieltagen präsentieren. Es empfiehlt sich, jetzt schon die Eintrittskarten zu sichern.

Es steht ein Haus in Hohenstücken

dem leidenschaftlichen Engagement von T. H. und N. S. gewidmet

Korofej K. Bajun

Skeptiker nennen das Bürgerhaus Hohenstücken der Stadt Brandenburg an der Havel eine europäische Geldvernichtungsmaschine. Ein hartes Urteil. Das mit einem Aufwand von über fünf Millionen Euro umgestaltete Schulgebäude im Zentrum des Neubaugebietes wurde 2007 einem Stadtteil übergeben, der einst, in den Zeiten der DDR, zu den begehrtesten Wohnvierteln der Havelstadt zählte. Nach der Wende aber zogen die Leistungsträger der DDR-Gesellschaft, die sich dazumal in Hohenstücken einmieten konnten, fluchtartig in die neu entstehenden Eigenheimsiedlungen an der Brandenburger Peripherie oder in die sanierten Innenstadtwohnungen. Zurück blieben einige Lokalpatrioten, die sozial Schwachen und die Zuzügler aus den Tiefen der Sowjetunion. Für die sollte und musste etwas getan werden, wollte man nicht zulassen, dass der Neubaubezirk zu einer Art Bronx degenerierte. Erste Anzeichen waren unverkennbar.

Die Idee bestand nun darin, dem sterbenden Quartier einen kulturellen Mittelpunkt angedeihen zu lassen, der während des Entstehens des Stadtbezirks zwar angedacht, aber aus Kostengründen nie realisiert wurde. In diesem Zentrum sollten sich sowohl Strukturen und Ansprechpartner der Stadtverwaltung finden, als auch das vielfältige Vereinsleben der Stadt und des Problembezirks gebündelt repräsentiert werden. Die damalige Linken-Sozialbeigeordnete Birgit Hübner war der unbestrittene Motor dieses Vorhabens, das sie mit ungeheurem Elan gegen viele konservative Widerstände aus der Stadt durchsetzte, die dem Projekt zwar nicht den Sinn, wohl aber die Effizienz absprachen.

Ein großer Teil der Argumentation dieser Kritiker fußte auf der Tatsache, dass jenes Bürgerhaus eine Kopfgeburt der Beigeordneten und ihres engsten Stabes gewesen war und sich eben weder aus basisbeheimateten Initiativen der betroffenen Bevölkerung herleitete noch von diesen gespeist wurde. Das Angebot wurde den Menschen quasi übergestülpt und man konnte sich nun nolens volens mit ihm arrangieren, wenn man es denn wahrnahm.

Dem Fachbereich der Beigeordneten unterstellte Abteilungen der städtischen Verwaltung, wie die Streetworker und die Jugendgerichtshilfe, bekamen Räumlichkeiten im Hause zugewiesen. Eine mitunter besetzte Polizeipräsenz wurde eingemietet, die regelmäßig dann bemerkt wurde, wenn sie ihr Polizeiauto gesetzeswidrig in der Feuerwehrezufahrt parkte und mit den Revier-Politessen schäkerte. Darüber hinaus nahmen 12 Vereine Quartier im Hause. Letztere berichteten, dass diese neue Adressierung mitunter, sagen wir mal, nicht ohne einen gewissen diplomatischen Druck vonstatten ging, indem den Vereinen in Aussicht gestellt wurde, bei Bezug ihres neuen, von der Beigeordneten „angeregten“ Quartiers auch weiterhin von der städtisch-finanziellen Unterstützung profitieren zu können...

Was besonders aufregte, war der Umstand, dass normale Abläufe regelrecht auf den Kopf gestellt wurden: Mehr als einmal konstatierten ungläubige Beobachter, dass da nicht etwa einer rief: „Ich habe ein Projekt und brauche für dessen Umsetzung Geld!“, sondern, dass die Beigeordnete verkündete: „Wir müssen bis zu einem bestimmten Datum das Geld umgesetzt haben – liefern Sie uns Projekte!“ Das Geld aber kam aus dem Europäischen Bund-Länder-Kommunen Fonds „Die Soziale Stadt“, der eben zu dem Zweck aufgelegt worden war, das Abgleiten solcher Problembezirke wie Hohenstücken in die soziale Randständigkeit zu vermeiden. Die Zustände erinnerten mehr und mehr an die Planwirtschaft der untergegangenen DDR: Projektnehmer

lieferten Berichte über ihre Arbeit, welche diese in so schöner Beleuchtung erstrahlen ließen, wie das Fleisch an der Metzger-Theke im Supermarkt. Es musste die Trommel gerührt, Fotos geknipst und die Presse herbeizitiert werden, um deren Reportagen in die Berichterstattung einfließen lassen zu können. Teure Gutachten, die das Erreichte fernab von jedem Realitätsbezug bejubelten und eine Resonanz in der Bevölkerung reklamierten, die so nie existierte, untermauerten das Potjemkinsche Treiben.

Die, an die sich das gutgemeinte Vorhaben richtete, die sozial Abgerutschten, die Behinderten, die Ausländer, die Immigranten, die allzu jungen Mütter und deren ausbildungsfreie und damit erwerbsunfähige Galane brachten den an sie gerichteten Angeboten gegenüber mehrheitlich bestenfalls Unverständnis auf. Für sie und die alkoholisierten Penner auf dem Markt, dem Bürgerhause vis a vis, zählte lediglich Bares oder konkrete Angebote, wie sie beispielsweise die Jugendgerichtshilfe oder die Streetworker parat hielten, wenn kriminelle Aktivitäten wieder einmal staatliche Sanktionen nach sich zogen. Engagement in den ortsansässigen Vereinen? Zusammenkunft von Menschen unterschiedlichen Alters, sozialer und nationaler Herkunft, Behinderten und Nichtbehinderten bei der Umsetzung gemeinsamer Ideen?

Die von Birgit Hübner immer wieder beschworene Vernetzung der ansässigen Vereine erwies sich im erwünschten Maße als nicht durchsetzbar. Der Gedanke war gut: Kompetenzen sollten gebündelt, Ressourcen gemeinsam und kostenschonend genutzt werden.

Das alles blieb im Großen und Ganzen ein frommer und unrealistischer Traum, für den Europa, der Bund, das Land und die Stadt eine Menge Geld bezahlte. Die Donatoren bezahlten auch Gutachten, die von der Berliner Werkstatt für Fortbildung, Praxisbegleitung und Forschung im sozialen Bereich gGmbH Camino erstellt wurden und eine bemerkenswerte Akzeptanz des Bürgerhauses im Stadtteil konstatierten, während zeitgleich intellektuell nicht ganz so besattelte Hohenstückener das bunte Haus mit fluchendem Blöken verließen, weil sie dessen gewahr wurden, dass das Bürgerhaus eben keinen Gang ins innerstädtisch gelegene Rathaus ersetzt. Was im Hause wirklich angeboten wurde, war ihnen mehrheitlich vollkommen egal.

All die Feste, die Birgit Hübner bei jeder sich bietenden Gelegenheit für das Hohenstückener Zielpublikum organisieren ließ, widerspiegelten die Misere deutlich: Nicht die Bürger organisierten aus eigenem Antrieb den Allotria, er wurde „von oben“ administriert. So etwas kann auf Dauer nicht gut gehen, weil sich Initiativen von „oben“ ohne Verinnerlichung von „unten“ eben nun mal in aller Regel nicht tragen. Der Impetus, dass die Platzierung und die Reihenfolge von Logos der Donatoren auf Geschäftspapieren und Darstellungen der Projekte einen höheren Stellenwert einzunehmen begannen als die Projekte selbst, wirkte sich lähmend auf den Gesamt Ablauf der Dinge aus.

Daher setzte sich auch bald die Ansicht durch, dass sich der vermeintliche Selbstläufer „Bürgerhaus“ mit dem Abgang seines spiritus rector, der Beigeordneten Hübner, in absehbarer Zeit selbst erledigt haben wird. Die Beigeordnete verließ zuerst ihre Partei und dann den Sozialminister-Sessel der Stadtverwaltung. Ihr Ressort wurde vom Stadtkämmerer, Bürgermeister und CDU-Mann Steffen Scheller übernommen. Die CDU und ihre Protagonisten gehörten seit jeher zu den eingangs erwähnten Skeptikern – die ersten Risse im Gemäuer ließen nicht lange auf sich warten. Fort waren die städtischen Streetworker. Das kleine Restaurant, das bereits vor einiger Zeit geschlossen hatte, verkündete Leerstand. Projekte für Langzeitarbeitslose von Seiten des Arbeitsamtes wurden ausgedünnt.

Die Projekte betreuenden, hauptamtlich arbeitenden Mitarbeiter von Träger-Vereinen wurden in die Arbeitslosigkeit entlassen. Der zu Silvester 2010/2011 gesprengte Hausbriefkasten kündigt als trauriges Monument vom beginnenden Verfall sowohl des Hauses als auch seiner Funktion. Schon fehlt eine Plakette, mit der das Haus gleich eingangs auf seine Verdienste hinwies. Mitunter meint man in die melancholische, beinahe barocke Stimmung hinein Ruthenisches Salzkraut, das auch als Steppenroller oder Tumbleweed bekannt ist, über die trostlose Szene kullern zu sehen. Sic transit gloria mundi; o vanitas vanitatum, ubi sunt lauræ triumphales? Das ist insofern tragisch, als dass das Gesamtprojekt Bürgerhaus durchaus das Potential hat, die Trostlosigkeit eines als Arbeiterschlafregal konzipierten Wohnviertels ohne nennenswertem kulturellem Angebot aufzubrechen. Sinnvolle Offerten zur Lebens- und Freizeitgestaltung für diejenigen, die sonst kaum noch Anschluss an die Gesellschaft finden, sind nötig. Denn die Zukunft einer Gesellschaft bemisst sich an ihrem Umgang mit denen, die nicht in der Lage sind, der Zeit ihr Gepräge aufzudrücken.

Der Umgang mit den Kindern, die mangels finanzieller Möglichkeiten ihrer Eltern sonst nichts erleben können als Tristesse, bestimmt deren zukünftige Verhaltenstendenz. Die Wertschätzung der Alten, die ihren Teil dazu beigetragen haben, dass die Erwerbsgeneration in Wohlstand und Luxus lebt, garantiert dieser ein würdevolles Leben, wenn sie selbst nicht mehr schaffen können. Die Integration von Neubürgern, Behinderten oder sozial Schwachen ist unabdingbar für eine Demokratie, die sich vom Auslesegedanken faschistoider Herrschaftsformen distanzieren will, welche sich seit den Tagen Spartas noch nie als dauerhaft überlebensfähig erwiesen haben. Daher zieht der Preußische Landbote seinen Dreispitz in aller erster Linie nicht vor denen, die das Haus einst mit Gewalt „beatmeten“ – der Ausdruck fiel wirklich und beschreibt den Vitalstatus der Einrichtung mit beeindruckender Brutalität – sondern er erweist denen seine Referenz, die das Haus mit Herzblut und Engagement belebten, die mehr als einmal auf verlorenem Posten standen und dennoch für diejenigen kämpften, derer sich sonst kaum jemand annahm.

Wenn die Idee Bürgerhaus einen Fortbestand hat, dann ist es Leuten zu danken, die es von innen her mit Leben erfüllen, wie unter anderem jener Manager des Hauses Herr H., der zum Beispiel am 24. Februar 2011 gemeinsam mit der Brandenburger Wohnungsbaugenossenschaft und dem Arbeiter-Samariter-Bund ein Skatturnier organisierte. Die Preise stammten nicht vom Kurfürstendamm – der Autor des Beitrags landete auf dem vorletzten Platz – aber das alles war nebensächlich. Entscheidend war: eine Veranstaltung wie diese atmete den Geist, den ein Bürgerhaus atmen sollte ohne intubiert werden zu müssen. Hinsichtlich dessen wünscht der Preußische Landbote dem Bürgerhaus Hohenstücken, dass es den Platz im Herzen der Hohenstücker einnehmen möge, den es rein topographisch gesehen bereits hat – in der Mitte.

Friedrich der Große – eine deutsche Biographie

Johannes Unger legt Friedrichbiographie vor

Korofej K. Bajun

Biographien, die das Leben des großen Preußenkönigs Friedrich thematisieren, gibt es schier wie Sand am Meer. Viele von ihnen loben den Souverän über den grünen Klee, andere verdammen ihn, wieder andere,

wie Ingrid Mittenzwei, näherten sich ihm in betonter Sachlichkeit und kamen doch nicht um ihren vom Klassenstandpunkt diktierten Impetus herum. Die Aktenlage ist ja ergiebig, die Überlieferung ist es auch – und so ist es nicht verwunderlich, dass die Interpretation des Lebens und der Taten Friedrichs für jeden etwas bereithielt, für Freund und Feind. In dieser Situation noch eine weitere Biographie vorzulegen, und sei es zum dreihundertsten Geburtstag des Alten, ist zumindest gewagt. Johannes Unger – der Schriftsteller, nicht der Organist – nahm das Risiko an – und siegte beachtlich über diese Herausforderung.

Vor dem Hintergrund des Geschilderten war das so etwas, wie sein persönliches Torgau oder Leuthen. Doch dazu musste der Braunschweiger Unger mehr ins Feld führen als nur die allbekannten Fakten. Hinter dem erzählerisch anmutigen und reportagehaft stilsicheren Duktus versteckt sich ein immenses Wissen und eine wahrhaft gründliche Recherche. Um die Resultate dieser Buch-Vorbereitung aber nicht oberlehrerhaft über den Leser hereinprasseln zu lassen, zieht Ungern seine Geheimwaffe: Er würzt die Biographie in fein abgestimmtem Maße mit Exkursen und Textskizzen zum politischen und wirtschaftlichen Gesamtbild des späten Rokoko. Die heben sich im Layout von der gewöhnlichen Buchgestaltung ab und können sich schon mal über mehrere Seiten hinziehen. Dennoch führen sie den Leser nicht so weit vom Kern des Ganzen hinweg, dass er nach Lektüre des erklärenden Materials nicht wieder zurück fände. Wie er das hinbekommt... Chapeau, Monsieur!

Unger vermeidet den launigen und etwas oberflächlichen, dennoch zu Herzen greifenden und überzeugenden Ton Fernaus. Andererseits fesselt er weitaus mehr als die oben schon zitierte rote und staubtrockene Ingrid, zwischen deren Zeilen bereits mehr Staub ruht als über allen Pandekten Cocceijs. In der Qualität der Darbietung kann er sich durchaus mit Venohr und Bentzien messen – was ihn über diese beiden Autoren erhebt, ist eben der Wille, dem Leser das bildhafte Umfeld des Dargestellten nicht vorzuenthalten und damit eine Orientierungssicherheit zu schaffen, die im allgemeinen nur dem ausgewiesenen Kenner der Materie zu Diensten ist. Was uns ein wenig irritierte, ist der Umstand, dass wir in dem ansonsten umfangreichen und gut sortierten Quellenwerk den Namen Joachim Kleppers nicht finden können.

Gut, „Der Vater“ ist ein biographisch gehaltener Roman. Aber ein solch fulminanter und sich exakt an den historisch belegten Ereignissen haltender, dass man an ihm nicht vorbeikommt, wenn man die diffizile Beziehung zwischen unserem nicht ganz einfachen Soldatenkönig und seinem schwierigen Sohn sauber ausleuchten will. Gerade in diesem Schlüsselbereich für die Entwicklung des späteren Großen Friedrich ist bereits viel Unsinn verzapft worden, bis hin zu jenen, die beide Könige auf die Freud'sche Couch drücken wollten. Man halte sich an Klepper und man vermeidet ein Minenfeld. Ansonsten verrät das vorgelegte Werk einen emanzipierten Geist aus welfischen Landen, dessen Sachkenntnis, strikte Liebe auch zu unangenehm scheinenden Wahrheiten und dessen unauffektierte, dennoch leicht eingängige Mitteilungsweise Spaß an der Lektüre vermittelt.

Mit dem weitaus überwiegenden Teil können wir problemlos d'accord gehen. Der Autor belässt das Streben nach kriegerischem Ruhm, welches uns Heutige eher abstößt, unpräzise in dessen Zeitgeist und richtet nicht selbstherrlich. Allein das verdient Anerkennung, denn es bedarf eines Fingerspitzengefühls, das gerade vor dem gezeichneten Antlitz unseres Königs nicht jedem zu eigen ist. Und er verzichtet auf einseitige Schuldzuweisungen angesichts eines komplizierten europäischen Politikgeflechts in der Nachkriegsordnung des Dreißigjährigen Krieges. Die Ambivalenzen in den Motivationen Friedrichs,

seiner Verbündeten und seiner Gegner versachlicht darzustellen ohne einzuschläfern oder aufzuregen, das, Herr Unger, ist schon eines gezogenen Dreispitz' wert. Weder heroisiert Unger unseren Chef, noch demontiert er ihn – er läßt ihn den sein, der er war: Ein überragender Mann mit vielen Fehlern, geprüft in übermäßigem, oft auch selbst verschuldetem Leid und uns ein immerwährendes Vorbild, dessen Befehle und Prämissen auch noch nach fünfundzwanzig Dekaden bindenden Charakter haben. Unger läßt dem Herren von Sanssouci seine Größe, ohne seine Schwächen unter den Tisch zu kehren und – dafür sind wir besonders dankbar. Er charakterisiert Voltaire leidenschafts-, schnörkel- und erbarmungslos als das, was er war und als was ihn schon Fernau erkannte. Die geistreichste Laus, die Preußen je im Pelze saß.

Wir sind erfreut über diese Neuerscheinung auf dem preußischen Buchmarkt, auch wenn wir den Untertitel „ein deutscher König“ trotz aller Erklärungen etwas gewagt finden. Daher gestatten wir uns dieses Buch einem jeden als Pflichtlektüre ans Herz zu legen, der sich sowohl informativ als auch eingehender mit dem Leben eines der größten Preußen befassen möchte, der je die Geschicke des Landes zwischen Elbe und Pregel bestimmte.

Johannes Unger

Friedrich - Ein deutscher König

Propyläen Berlin 2011

ISBN 978-3-549-07413-8

€ 16,99

Inglourious Bastard

Tarantino profiliert sich als apokalyptischer Reiter des abendländischen Kinos

In Gedanken an das Soldatengrab des Fritz H. auf dem Harlungener Berge zu Brandenburg an der Havel, auf dem geschrieben steht: *1.10.1914 †14.4.1944

Michael L. Hübner

Wir verreißen ungern. Aber wenn's sein muss... Es ist nun schon wieder beinahe zwei Jahre her, als Quentin der Durchgeknallte mit *Inglourious Basterds* seinen neuesten Idiotismus vorlegte. Alleine der Name Tarantino bürgte uns seinerzeit dafür, dass ein Kinobesuch vertane Zeit und herausgeworfenes Geld wäre. Wir verzichteten. From Dusk till Dawn sprach als Psychogramm des Gossenregisseurs Bände, auch wenn wir seinem kometenhaften Aufstieg eine gewisse Achtung zollen müssen. Na ja, nein, eigentlich doch nicht. Beweist er doch nur den grottschlechten Geschmack eines riesigen Teils des Weltpublikums, seines Hanges zu sinnleerer Gewalt und seiner Sehnsucht nach alpträumlichem Unfug. Mit den *Inglourious Basterds* allerdings, der Streifen wurde bezeichnenderweise zu Weihnachten 2010 im Fernsehen gezeigt, schlug Tarantino über alle Stränge. Seine Intention mag aller Ehren wert gewesen sein.

Dennoch strotzt der Film vor sinnloser Dummheit: Ein paar zornige, junge, jüdische Kämpfer mutieren unter der Leitung eines amerikanischen Indianerleutnants – Bratt Pitt, es war eine miserable Kür – zu Skalpjägern, die pro Mann verpflichtet werden, mindestens hundert Naziskalps zu erbeuten. Das ganze Machwerk wird dem Genre der kontrafaktischen Kriegsfilm zugeordnet, also Handlungen, die bewusst ein anderes, als das reale Ergebnis eines geschichtlichen Verlaufes thematisieren. Dabei ist der Tod Adolf Hitlers in einem Pariser Kino eine der geringsten aller faustdicken Lügen. Noch erbärmlicher erscheint uns das Märchen von der tapferen amerikanischen Armee. Doch das nur nebenbei. Wir wollen ja zugeben,

dass es sicher vereinzelt hier und da eine Einheit der Yankees gegeben haben mag, die sich über den kläglichen Durchschnitt erhob. Letzterer lief ja bekanntlich erst nach Beendigung des Krieges zu Höchstform auf, als er qualmend und Kaugummi widerkäuend in Jeeps durch die deutschen Ruinenstädte scharwenzelte um willige deutsche Fräuleins aufzureißen. Der größte Schwachsinn von Tarantinos filmischem Irrwitz aber ist die Implikation, dass alle deutschen Uniformträger unterschiedslos Nazis seien. So viel undifferenzierte und konturlose Gleichmacherei kann nur einem völlig bildungslosen Rotzlöffel aus den Ghettos von L. A. einfallen.

Seine Mörder-Mimen im rechtschaffenden Gewand hätten auch alle Vertreter des militärischen Widerstandes, ehrbare deutsche Offiziere, mit ihren Baseballkeulenschlägen und Hakenkreuzritzungen überzogen. Sie hätten auch den neunundzwanzigjährigen Friseurmeister Fritz H. aus Brandenburg an der Havel bestialisch umgebracht, der den Krieg verfluchte. Er, der mit 20 Jahren jüngster Friseurmeister der preußischen Provinz Brandenburg wurde, der malen, tanzen und musizieren konnte wie ein junger Gott und der das ganze Licht seiner jungen Frau Hannchen war, mit der zusammen er ein Friseurgeschäft in der Brandenburger Hausmannstraße 5 eröffnen wollte. Aber daraus wurde nichts, denn er erhielt den Einberufungsbefehl des Kreiswehrersatzamtes der Deutschen Wehrmacht, über den er sich ganz gewiss nicht gefreut hatte.

In dessen Folge musste er an einem Beindurchschuss elend im Krankenhaus des oberösterreichischen Wels verrecken, wo seinerzeit schon der Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation Maximilian I. unter angenehmeren Umständen den erlauchten Geist aufgab. Zurück ließ er einen sechsjährigen Sohn und seine Frau, die den Verlust nie verwand. Niemand von den dreien war je ein Nazi, Denunziant, Mitläufer. Des Friseurmeisters Fritz H.s Schädel wäre unter den Baseballschläger-Hieben des Tarantino-Hirngespinstes und „Bärenjuden“ Donnowitz – was für ein bescheuerter Name – geborsten, der auch den im Film als standhaft geschilderten Feldwebel Werner Rachtman tötete. Dessen einziges Verbrechen bestand darin, seine Kameraden nicht ans Messer zu liefern. Den Schädel des Friseurmeisters Fritz H. erreichte Tarantino zwar nicht, aber der amerikanische Lump ging dem Mann mit derselben Vehemenz an die Ehre. Das aber ist nicht einmal der Gipfel des Bubenstückchens.

Der besteht darin, dass Deutschland diesen Film förderte, gestattete, ihn in Babelsberg, Berlin und Görlitz drehen zu lassen. Das ist kein Zeichen mehr von Souveränität und erfolgter Geschichtsaufarbeitung, das ist ein unwürdiges Kriechen auf dem Bauch vor denjenigen, die es einst grundlos angriff. Kein anständiger Deutscher wird einem Film den Drehort verweigern, in dem ein Jude einen Standartenführer der SS, oder ein polnischer Ulan einen verbrecherischen Hauptmann der Deutschen Wehrmacht erschießt. Aber einem solchen Mist die Kulisse der Heimat zu leihen, das zeigt, wie sehr diesem Volk das Rückgrat gebrochen wurde. Nein, wie sehr es sich das Rückgrat brechen ließ. Das allerdings tat es bereits, als es die Filmbösewichter des irrsinnigen Quentin an die Macht wählte. Von Babelsberg war seit den Zeiten der Ufa nichts zu halten gewesen, für Görlitz war es der zweite Sündenfall. Es ist schade um die wunderschöne Metropole Niederschlesiens, die sich seit dem Kriege Polen und Deutsche teilen. Sie hat ihre Ehre leichtfertig vertan.

Es ist, als würde ein überwältigter Raubmörder vor aller Welt freiwillig seine eigenen Exkrementen fressen, aus dem einzigen Grunde, sich seinen Häschern anzudienen. Wir, die wir Japan und Chile lieben, Italien und Frankreich mögen und mit Mütterchen Russland eines Herzens sind, sind oft erbost über deren Unfähigkeit, sich kritisch mit den Verbrechen der Vergangenheit auseinanderzusetzen, die von diesen Nationen begangen wurden. Ein

solch noch dazu völlig unproduktiver Masochismus aber, der lediglich den Neonazis in die Hände spielt - das kennt man nur von Deutschland. Die alten Nazis lange nicht und dann nur widerwillig verfolgen, sich aber dann kollektiv im Dreck suhlen, das ist der Reputation der Deutschen in der Welt ebenso abträglich wie die zwölf Jahre der braunen Diktatur. Es ist dieses manische Pendeln zwischen den beiden Extremen - und so wird Deutschland wahrgenommen: Entweder sind die Krauts stahlharte und hirnlöse Kampfmaschinen, welche die ganze Welt ausrotten wollen, oder aber sie sind charakterlose Weinbergsschnecken mit einem krankhaften Welterlöser- und Helfersyndrom, vor deren Schleim man nur noch Ekel empfindet und von denen sich wirklich niemand freiwillig unter die Arme greifen lässt.

Die Untaten der deutschen Nazis schreien nach ewiger Rache und wir wollen die Strafen geduldig ertragen, wie unsere Opfer unverschuldet die Gewalt und den Hass ertragen mussten, die wir über sie brachten. Wir nahmen den Verlust Preußens und Schlesiens hin, wir nahmen hin, dass deutsche Mädchen und Frauen unter den Lenden russischer Soldateska für die Einsatzkommandos, die SS und die Gestapo büßen mussten und sich hernach den Lenden der GIs hingaben um dem Nachkriegselend zu entfliehen, während ihre Väter, Männer und Brüder als halbverhungerte Landser noch zehn Jahre lang in russischen Lagern vegetierten. Wir nahmen hin, dass deutschen Frauen von russischen Offiziers-Gattinnen im öffentlichen Raum schlimmer kujoniert und gedemütigt wurden, als die ärmsten Neger zur Zeit des Burenerrors der Apartheid. Die wenigsten von denen waren nationalsozialistische Frauenschaftsführerinnen.

Wir akzeptierten Demontage und deutsche Teilung – alles, alles, alles. Aber das, was dieser kalifornische Schwachkopf da fabriziert hat, das akzeptieren wir nicht. Das mag die ewige Hölle für Mengele und Eichmann, für Himmler, Bormann, Streicher, Frank, Göth, Höß und Heydrich, für all ihre Schergen und sogar für den Gröfaz sein – aber nicht für den einfachen deutschen Bürger, der sich nicht an seinem jüdischen Nachbarn vergangen hat, der den Krieg ablehnte und die Uniform der Wehrmacht nur anzog, weil man ihn widrigenfalls nach einem Urteil des Volksgerichtshofes guillotiniert hätte. Wir lehnen diesen Film ab, auch wenn er einige bemerkenswerte Sentenzen zeigte. So wäre das sublime Verhör des Milchbauern Perrier LaPadite durch den SS-Standartenführer Hans Landa (Christoph Waltz) zu nennen, das von seinem psychologischen Aufbau und seiner brillanten schauspielerischen Umsetzung nichts von dem cineastischen Schund erahnen lässt, in den diese Szene eingebettet ist. Selbst die Russen, die doch neben den Juden und den Polen am furchtbarsten unter den Nazis zu leiden hatten, begriffen schon anlässlich der Siegesparade 1945 auf dem Roten Platz, dass viele der an ihnen vorbeigetriebenen armen Teufel in deutschen Uniformen Menschen waren, die man in den Krieg gejagt hatte, und keine von der Leine gelassenen Ausgeburten der Hölle. Aber wie gesagt, wir reden von Russen, nicht von Amerikanern.

Als Fazit erscheint unterm Strich nur eines: Dieser Film taugt nur dazu den letzten Beweis zu führen, dass Quentin Tarantino ein Psycho-Freak ist, der uns den Nachweis schuldig blieb, wie er sich wohl verhalten hätte, wenn das Schicksal ihn hätte in Nazi-Deutschland aufwachsen lassen. Wäre aus ihm ein Georg Elser geworden? Oder auch nur einer, der sich abgeduckt oder gar mitgebrüllt hätte. Ein Hitlerjunge, SA-Mann, Nazi-Uniformträger, oder vielleicht auch nur ein in die Wehrmacht gepresster armer Kerl, der gemeinsam mit seiner weit entfernten Frau darum betete, den Wahnsinn einigermaßen heil zu überstehen und der es nicht verstanden hätte, von einem „Bärenjuden“ den Schädel zertrümmert und abschließend skalpiert zu bekommen. Für Tarantino bleibt uns nur die Feststellung: Manch einer ist eben ein Teil des Bösen, gleichwohl ihn ein unverdientes Fatum den Freien dieser Welt zugesellte. Und das ist weitaus schändlicher.

Jorinde und Joringel

ein überragender Märchenfilm von Wolfgang Hübner

Kotofej K. Bajun

Bedeutendes leistete die DEFA einst für den deutschen Film. Nun, da Eichinger gestorben ist, meint man landauf, landab, eine unschätzbare wertvolle Cineastik sei mit ihm untergegangen. Das mag schon stimmen. Aber es ist doch wohl nur eine Epoche der monumentalen Kracher a la Hollywood. Der Name der Rose – ja, das war mal was. Die letzten Tage im Führerbunker – sensibel umgesetzt, gut. Aber leise und dezent einherzukommen und doch mit dröhnender Wucht zu erzählen, an Archetypen der menschlichen Kultur und gleichzeitig des kollektiven Unterbewusstseins zu rühren – das war eine Kunst, die mit der DEFA ins Grab gesunken zu sein scheint.

Da stolperten wir jüngst über einen Märchenklassiker aus dem Jahre 1986. Wolfgang Hübner verfilmte „Jorinde und Joringel“ aus der Märchensammlung der Gebrüder Grimm. Er führte Regie zu einem Drehbuch von Claus und Wera Küchenmeister. Alles große Namen. Für die Besetzung an exponierter Stelle konnte Jutta Wachowiak gewonnen werden. Auf sie wollen wir noch gesondert zu sprechen kommen.

Küchenmeisters leisteten ganze Arbeit. Ähnlich, wie der Landbote das Märchen von Hänsel und Gretel in einen fiktiven Kontext stellte und vor dem Hintergrund des Dreißigjährigen Krieges neu erzählte, verfuhr auch sie. So zeigen gleich die ersten Szenen, wie ein Söldnerheer um das Jahr 1630 herum eine Ortschaft überfällt, plündert, brandschatzt, „auspocht“, wie es im Landsknechtsjargon heißt. Da wird der Greis nicht geschont, obwohl er sich vor den lutherischen Söldnern zum Protestantismus bekennt. Die Mutter, die auf Knien ihr Kleinkind flehend einem Offizier entgegenhält mit der Bitte, wenigstens dieses zu schonen, wird erbarmungslos über den Haufen geschossen. Der Pfarrer hat den Dolch an der Kehle, das Dorf brennt – es ist ein Albtraum wie aus dem „Abentheuerlichen Simplicissimus Teutsch“ von Grimmelshausen. Das Größte erspart und die Kamera: das Vergewaltigen, den Schwedentrunk, die Foltern, um den Bauern die letzten Heller abzupressen. Vor diesem Elend flieht eine Familie in die Wälder.

Durch das geschändete Dorf kommend, findet der Mann (Hans-Peter Reinecke) einen kleinen Waisenjungen, der als einzig Überlebender des Massakers nunmehr verloren auf dem Anger sitzt. In christlicher Barmherzigkeit nimmt er ihn auf, dem realistisch vorgetragenen Protest der Mutter (Walfriede Schmitt) zum Trotz, die zu bedenken gibt, dass das Essen kaum für sie reiche. Etwa sechzehn Jahre später hat sich die kleine Sippe eine Hütte inmitten eines großen Moores gebaut, schwer erreichbar, einiges an Sicherheit bietend. Hinter dem Moor erstreckt sich ein schier unendlicher Wald, ebenfalls Schutz und Nahrung spendend. Doch der Wald birgt noch mehr. Eine Fee, in der Grimm'schen Märchensammlung als böse Hexe diffamiert, hat es sich zur Aufgabe gemacht, junge Mädchen vor dem rohen Zugriff der marodierenden Landsknechte zu schützen.

Sie, dargestellt durch die meisterhaft spielende, ideal besetzte Jutta Wachowiak, entführt die Mädchen in ihre Anderswelt, in der die bildhübschen Fräulein ohne Not und Sorgen, dafür aber in einer Art fröhlichen Trancezustand dahingleiten. Das Schloss, das den Mädchen luxuriöse Heimat ist, verwandelt sich im Diesseits in eine Ruine, in die hunderte Vogelkäfige drapiert sind. In Vögel verwandelt sind die Mädchen nunmehr vor Verfolgung und Vergewaltigung sicher. Zum Schloss gelangt man durch einen Wasserlauf und einen Tunnel. Tief greifen die Filmemacher in das Repertoire der vorzeitlich-keltisch-europäischen Glaubenswelt

hinein und bedienen sich ausgiebig – sehr zum Vorteil des Märchens. Bei der Figur der Alten aus dem Walde lohnt es sich einen Augenblick zu verharren. Als Hexe wird sie zunächst auch von Joringel (Thomas Stecher) und seiner Ziehmutter beschimpft. Doch sie ist etwas anderes: Sie ist die althochdeutsche Haha, die weise Frau aus der die Christen dann später in ihrer bodenlosen Dummheit den Prototypen der bösen Hexe zimmerten. Sie ist eine germanische Göttin, die Inkarnation der vom Christentum verleumdeten Urmutter. Deutlich wird dies in der Szene, da sich die Mutter und die Göttin begegnen. Die Mutter hält der vermeintlich bösen Hexe ein Kruzifix entgegen um sie zu bannen. Lächelnd erwidert die mit einem solch lächerlichen Affront Konfrontierte, solch Zauber wäre an ihr vergebens – sie könne mit älteren Sprüchen aufwarten. Allein dieser Satz ist einen donnernden Szenenapplaus wert! Es ist viel von Storms Regentrupe an ihr, die Rolle von einer mit genialen gestischen Reminiszenzen an das Theater agierenden Jutta Wachowiak ausgefüllt. Die Göttin, die von Frau Wachowiak dargestellt wurde, dürfte sich geschmeichelt fühlen.

Trotzdem bleiben Küchenmeisters eng an der Grimm'schen Vorlage. Wie ihnen diese Gratwanderung gelingt – Chapeau, Chapeau! In einer atheistischen DDR, die allerdings mit dem Christentum auch so ihre Hühnchen zu rupfen hatte, werden die alten Naturreligionen rehabilitiert, ohne das Gute des christlichen Glaubens zu kränken. Großartig, ganz formidabel! Die Kulisse ist glaubwürdig. Nicht überspannt, sehr realistisch. Fein gezeichnet die Charaktere. Besticht Susanne Lüning durch ihren Liebreiz und ihre grandiose Schönheit, durch ihr einnehmendes Spiel – man kann gar nicht anders als die damals 20jährige geradezu anzuhebeln – so werden die Figuren der drei Landsknechte (Volkmar Kleinert, Günter Junghans und Michael Gerber) so authentisch wiedergegeben, dass man ins Geschehen hineingezogen wird, wie einer der drei Marodeure, „Herzbruder“ genannt, ins Moor. Der ganze Aberglauben, aber auch das nüchtern Pragmatische dieser jenseits aller Vorstellungen brutalen Zeit, welche die Menschen auf ihren Kern zurückgeführt hatte, wird deutlich sichtbar.

Es war ein kluger Zug, das Märchen mit dem Dreißigjährigen Kriege zu verknüpfen, es in den Kontext dieser grausamen Ära zu stellen, es gleichsam in den Rang einer Sage zu befördern. Damit gelingt es den Drehbuchschreibern und dem Regisseur Hübner, das Erzählte weit über den bloßen Unterhaltungswert zu erheben. Wie in einem Panoptikum entführt uns der Film auf eine Reise zu unsren Wurzeln, in eine dunkle Epoche, die von unseren Urgroßeltern überlebt wurde, damit wir leben können. Er lehrt uns die Ehrfurcht vor diesen unseren Ahnen und er erfüllt uns mit verpflichtendem Stolz auf diese Menschen. Ein Stolz, der sein Licht auch auf Wolfgang Hübner wirft: Lässt er doch 1986, als das Politbüro der vergreisten Männer noch scheinbar fest im Sattel saß, die Waldgöttin durch den Mund Jutta Wachowiaks kühn proklamieren, sie stamme aus einer Zeit, als die Frauen und die Mütter noch das Sagen hatten und die darum um so vieles weniger krank gewesen sei, als diese patriarchale, kriegerische Gegenwart.

So gesehen hat keineswegs eine böse Hexe junge Mädchen entführt, um sie zu ihrem Spaß in Vögel zu verwandeln. Im Gegenteil: Eine mächtige Fee, eine Matriarchin aus dem alten Geschlecht der Naturgottheiten rettete junge Frauen auf ihre „Arche“, auf das Zauberschloss, um sie vor der Vernichtung zu bewahren. Um mit ihnen eine neue Welt mit neuen Menschen und neuer Hoffnung gebären zu können. So weise sie auch war – dass diese hehre Intention scheitern musste, erkannte sie wohl, als es Joringel gelang, seine Jorinde unter Lebensgefahr zu befreien; als die Friedensglocken läuteten und all ihre Mädchen in die Welt hinaus schwärmten. Es ist die Frage, wieviel diese Geretteten von den Lehren der Alten mitnahmen. Retrospektivisch

gesehen, wird es wohl so doll nicht gewesen sein. Seither ging der ganze Zirkus nämlich nahtlos weiter. Dennoch – wer sich und seinen Kindern eine lohnenswerte Freude machen möchte, bei der es einem im Nachhinein nicht leid ist um die vertane Zeit, der besorge sich die DVD. Sie ist seit Herbst letzten Jahre unter anderem im Internethandel für geringes Geld erhältlich. Dafür bekommt man wirklich Erstklassiges geboten.

Kriminelle Kunst

In Köln kam es zum Auftakt des größten Kunstfälscherprozesses der letzten Jahrzehnte

Kotofeij K. Bajun

Der größte Kunstfälscherprozess der deutschen Nachkriegsgeschichte wird zu Köln verhandelt. Sieh da, sieh an! Beltracchi heißt der pinselschwingende Schurke, der gemeinsam mit seinem verdorbenen Weibe die Kunstwelt narrete und dabei Millionen und Abermillionen kassierte. Wollen wir auch ein bißchen den Stab über ihn brechen? Nein, wollen wir nicht. Jedenfalls nicht so, dass es knackt. Beltracchi ist ein genialer Maler und Handwerker – das steht mal fest. Wenn er in der Lage war Bilder zu schaffen, die auf dem Kunstmarkt sechsstellige Summen erzielten, dann muss er das wohl sein. Dass ihm ein paar blöde Fehler unterliefen, wie die dilettantisch ausgeführten Wurmstiche oder das für die Rahmen unterschiedlicher Bilder verwendete gleiche Holz, das ist ärgerlich. Dennoch brauchte es seine Zeit, bis der Schwindel aufflog. Unterdessen gaben sich „Kunstsachverständige“ die Klinke in die Hand, expertierten drauflos und halfen, die Schinken an kunstunverständige, aber reiche Leute zu verhöckern, die sich gerne mit einer Kunst schmücken, die sie nicht verstehen.

„Ich habe ein Bild von XY! Und XY ist gerade bei Sotheby's nachgefragt. Ja, ich bin ein ganzer Toller!“ Beltracchi hat also mit seiner Köpenickiade des Kaisers neue Kleider neu aufgelegt. Er blamierte, demaskierte und destruierte den Ruf eitler Narren aufs Feinste. Dafür hätte er das Bundesverdienstkreuz verdient, dass schon manchem Kabarettisten um den Hals gehängt wurde! Au wei – wie brüllen jetzt die Geschädigten auf. Ihre Millionen sind futsch! Na so was! Das führt uns zu der Frage, was so ein Bild eigentlich wirklich wert ist. Die Antwort ist einfach. Jeder Gegenstand ist das wert, was auf dem Markt für ihn geboten wird. Nicht eine Fuseratze weniger und nicht eine Kopeke mehr. Demzufolge müssen Beltracchis Bilder ja diesen Wert gehabt haben, denn sie waren a) genauso gut wie die Originale und b) wurde der entsprechende Preis für sie bezahlt.

„Moment, Bajun, sie advocatus diaboli“, tönt es mir donnernd entgegen, „der Preis wurde für die Schinken bezahlt unter der Vermutung, sie seien von der Hand des XY gemalt worden!“ Aha! Nicht das Bild ist also entscheidend, sondern der Rummel, den man um die Person des Malers macht. Hier nun offenbart sich kristallklar das Lächerliche, dass diesem Kunstbetrieb mittlerweile anhaftet. Das Bild wurde von seinem ästhetischen Wert, seiner Aussage, seiner Qualität und seinem künstlerischen Gehalt völlig entkoppelt. Der Name ist's, der Name ist's! Wir halten uns den Wanst vor Lachen. Natürlich sind Plagiate und Fälschungen keine Sache, die man auf die leichte Schulter nehmen sollte. Und Strafe verdient ein solches Vorgehen auch. Doch wenn die deutsche Justiz schon so aufrechnungswütig ist, wie sie mit ihrer rechtsstaatlichen Intention so häufig zur Schau trägt, dann möge sie an dieser Stelle den gesellschaftlichen Nutzen gegenrechnen, den Beltracchis Gaunerstückchen in sich birgt. Vielleicht führt ja dieser Skandal wieder zu einer gewissen Rückbesinnung. Vielleicht öffnet er den Leuten ja die Augen,

wo in der Sinn der Kunst eigentlich liegt. Die großartigen Künstler, die vor 35.000 Jahren die Höhlen Südfrankreichs ausmalten, hätten verständnislos den Kopf geschüttelt, wären sie dieses Zirkus' heute ansichtig geworden. Raffael und Bosch, Schischkin und Repin hätten die Welt nicht mehr begriffen. Sie wollten mit ihren Bildern Inhalte transportieren und Gefühle wecken – sie nicht aber zu hochgehandelten Ramschobjekten degradiert wissen! Nebenbei – die Idioten, die nun fordern, Beltracchis Kunst zu vernichten, möge man prügeln! Denn die Werke verlieren doch nichts, nur weil sie von einem anderen gemalt wurden, als die Bildunterschrift vorgibt. Es ist Kunst. Es ist die Kunst eines Mannes, dessen Name es leider nicht in den Szenebetrieb geschafft hat.

Beltracchi wird nun eine übergeben bekommen. Und zwar deftig. Wenn's ums Geld geht, versteht man in der Bundesrepublik keinen Spaß. Außerdem – das verkennen wir mitnichten – ging es Beltracchi und seiner „Muse“ nicht um die Entlarvung eines aberwitzigen, sich selbst ad absurdum führenden Kunstbetriebes, sondern nur um persönliche Bereicherung. Diese ungeheure kriminelle Energie verdient eine schwere Strafe – unwidersprochen!

Dann aber kann er gewiß sein, dass sein Name nun den Bekanntheitsgrad erlangt hat, der ihm bislang versagt blieb. Dann werden auch seine Bilder – diesmal mit seinem Signum versehen – propere Preise erzielen. Was für eine Genußtuung! Was für eine Enttäuschung... Denn wieder wird es nicht um seine Kunst gehen. Sondern irgendein Laffe wird auf einer Party pranzten: „Ich habe gestern einen echten Beltracchi erstanden. 1,2 Millionen hat mich der Spaß gekostet.“ Ja, und was ist auf dem Bilde zu sehen? „Weiß ich doch nicht. Ist doch auch egal. Wichtig ist, das „Beltracchi“ drunter steht!“ Na denn!

Liebe gegeben – den Tod gerntet

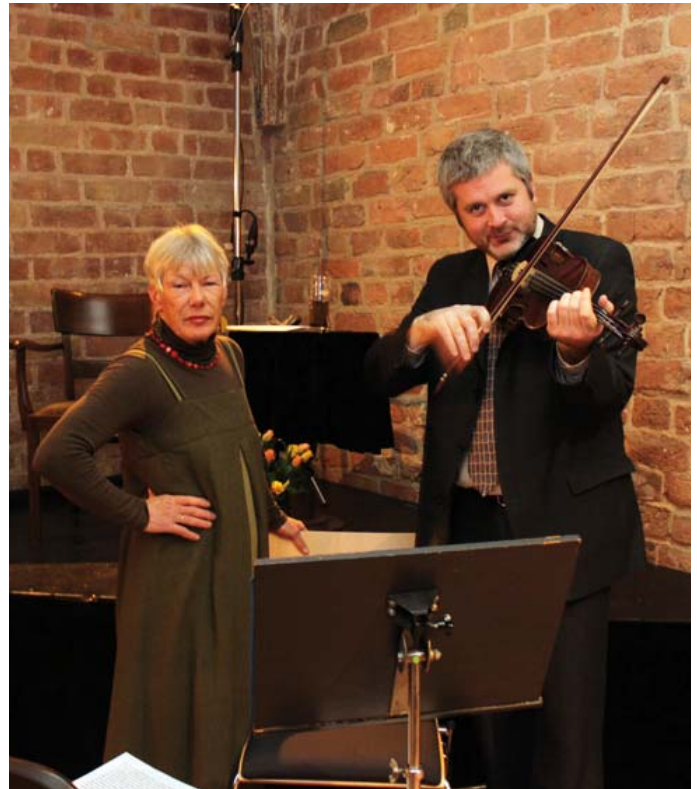
„Im Kreuzgang gelesen“ stellte Kleist's „Findling“ vor

Korotfej K. Bajun

Kleist, Kleist! Warum nur hast du dich erschossen! Was hätte dieser Titan der deutschen Sprache seinem Volke noch zu geben vermocht! Der zerbrochene Krug, das Käthchen von Heilbronn, die Marquise von O. ..., all die unsterblichen Werke künden von der erzählerischen Wucht, dem sprachlich - gestalterischen Genie des Frankfurter Musensohns. Und es wird klar, was das Deutsche eingebüßt hat, seit es im Informationszeitalter auf SMS-Größe verkrüppelt wurde.

Am Abend des 11. November trug Marion Wiegmann Kleists Geschichte „Der Findling“ im warmen Halbdunkel des Dominikaner-Kreuzgangs zu St. Pauli vor. Begleitet wurde sie von dem hervorragenden Violinisten Mr. Edin Burgh, der – kein Kalauer – aus der gleichnamigen Hauptstadt Schottlands stammt. Ach, Frau Wiegmann... Wer bislang glaubte, lesen zu können, der muss Marion Wiegmann hören. Sie kann lesen.

Der Rest buchstabiert. All die Höhen und Tiefen der dramatischen Erzählung bringt sie als Eine-Frau-Ensemble auf die Bühne. Sie gestikuliert mit Stimme und Händen. Der Strang der Handlung wird von der Tonalität von Frau Wigmanns Stimme getragen. Kleists Sprache ist eine Orgel? Frau Wiegmann ist die Organistin. Und sie traktiert dieses Instrument im Duett, da sie ihre eigene Stimme zu einem



Marion Wiegmann und Mr Edin Burgh

ebensolchen Instrument gestaltet. Kleist malt Psychogramme – seine Interpretin Marion Wiegmann malt die dazugehörigen Bilder. Und ein von Grund auf sympathischer Musiker mit dem Blut der Lowlands in den Adern, streichelt seine Violine dazu. Es quietscht nicht, es kratzt nicht...es geht ins Herz. Ein paar Themata aus dem Don Giovanni von Mozart hat Mr Burgh selbst variiert und in den Fluss der Erzählung eingepasst.

Voller Harmonien noch schmeicheln sich die holden Töne in die Ohren, zum Anfang, als sich alles glücklich zu fügen scheint. Dann aber: mehr und mehr angereichert mit Dissonanzen, als die Persönlichkeit des Protagonisten tiefer und tiefer in die Schatten menschlicher Abgründe gleitet.

Als Kleist schrieb, war Freud noch nicht geboren – doch die Werke Kleists nahmen die Erkenntnisse des Wiener Psychologen vorweg. Beide, Frau Wiegmann und Mr Burgh setzten diesen nicht eben leicht zu transportierenden Inhalt mit einem wahrhaft untrüglichen Instinkt und großen Können um, und mit etwas, das sich vielleicht mit „zarter Verve“ beschreiben lässt.

Dem Stück selbst ist kein glücklicher Ausgang beschieden. Zu genau kannte Kleist die Menschen, an denen er letzten Endes scheiterte. Güte wird mit brutalem Undank und verdorbenem Eigennutz vergolten. Elende Ränke, gegoren aus kleinlichem Hass...- und der Tod bringt vielfache Ernte ein. Der Geist des Schauderns weht durch die alten Gewölbe des Kreuzgangs.

Doch das Brandenburger Theater, schmal budgetiert, hat sich mit seiner kleinen, quasi Kabinettreihe „Im Kreuzgang gelesen“ ein eigenes Format von Format geschaffen, ein Stück „Haute Culture“ sozusagen, einen Festschmaus für das intellektuelle Brandenburg. Danke Frau Wiegmann and Thanks a lot, Mr Burgh.

Meine Frau, die Spartaner und ich

Kotofej K. Bajun

„Und – haben Wir gelacht?“, fragte der humorlose König gelangweilt Bröseln, den Vater Werners. Also, Majestät, wir schon! Wir haben gelacht! Ja, ja, über Werner auch, zumindest über den ersten Teil. Aber hier geht es um „Meine Frau, die Spartaner und ich“, diese grandiose Parodie auf „300“. Letztgenannter Streifen forderte eine Persiflage ein, dringlicher als die Winnetou-Geschichten nach dem „Schuh des Manitu“ schrien. Und – er bekam sie!

„300“ war ein Film, welcher der Leistung des sagenhaften Spartanerkönigs Leonidas nicht gerecht wurde. Er versetzte dem dem tapferen Spartanerkönig Leonidas und seinen Getreuen quasi einen weiteren Schlag, höhnte ihrem Andenken allein durch seine unendlich gewaltbetonte Verherrlichung des männlichen Schulhofprügeltriebs. Das war ein Machwerk in der Manier einer stinkenden Mixtur von Leni Riefenstahl und Arno Breker. Gehetzt wurde gegen Neger und Muselmänner. Selbst mit dem Gottkönig Xerxes konnte man nur Mitleid bekommen.

Aber dann... dann kam „Meine Frau, die Spartaner und ich“ auf die Leinwände und es war zum Johlen. Intelligenter Humor? Mitnichten. Keine Spur davon. Ein primitiver Slapstick nach dem anderen zielte tief unter die Gürtellinie. Und trotzdem lachten wir? Wir, die wir die Fans von Monty Python und Rowan Atkinson's Black Adder sind? Ja, wir lachten. Es hat einfach damit zu tun, dass dieser Klamauk die einzig mögliche Antwort auf den absolut und todernst gemeinten „300“-Schinken ist.

Seine Intelligenz offenbart sich bei der Bezugnahme auf die aberwitzigen Konstruktionspunkte von „300“ und deren komische Überzeichnung. Die Parodie karikiert nur geringfügig und nicht sonderlich übertrieben. Das macht ihren unglaublichen Witz aus. Sie wirft den Hall der faschistoiden Interpretation des antiken Epos nur um ein wenig verzerrt zurück und demaskiert damit die Lächerlichkeit des Originals, welche die der Überzeichnung bei weitem übertrifft. Das Original in seiner heillosen Albernheit bloßzustellen ist also das Verdienst der Parodie.

Statt dreihundert kulturfreien Waschbrettbäuchen, die nur brüllen und morden können wie die wildgewordenen Paviane, tänzelt Leonidas mit dreizehn Schwuchteln ins Feld und besiegt die Perser im Breakdance.

Quasi im Vorübergehen verteilt das hochwertige Kasperletheater seine Knüppelhiebe – scharf und wuchtig: Da werden schallend abgewatscht: die hirnlosen Unterhaltungsformate der U.S.A., die mittlerweile in die Medienlandschaft des ebenso hirnlosen Aftervasallen Michel hinübergeschwappt sind, Oprah und vor allem – die blitzblöde Paris Hilton. Die Produzenten treffen das it-Girl dort, wo einzig es man treffen kann: bei seiner äußeren Erscheinung. Sie bekommt einen gigantischen, ekelhaften Buckel! Nach dem Hirn der blonden Göre zu zielen wäre sinnlos. Das bekämen nicht einmal die Präzisionslaser zuwege, welche Tag für Tag die Reflektoren auf dem Mond anpeilen. Es ist einfach zu winzig. Doch die Cineasten trafen – in die Mitte!

Brillant die Idee, die trollähnliche, brutal und völlig enthemmt aggressive persische Kampfmaschine „Rocky“ zu nennen. Diese Ausgeburt der Hölle musste von den Persern in Ketten gehalten werden, damit sie ihren stumpfen Vernichtungstrieb ja erst auf dem Schlachtfeld in den Reihen des Feindes im wahrsten Sinne des Wortes entfessele. Sicher, Sylvester Stallones „Rambo“ hätte sogar noch besser in diesen Rahmen gepasst – aber sei's drum! Das Hohelied auf die puristische Gewalt, welches so gerne von den hilflos

pubertierenden Halbstarcken aller Länder, gepeinigt von ihren Pickeln, Minderwertigkeitskomplexen und Allmachtsphantasien, gesungen wird, wurde durch diese Einlage ebenso der ihm anhaftenden unkultivierten Schwachsinnigkeit preisgegeben, wie diejenigen, die es tagtäglich zum Überdross der zivilisierten Welt krächzen.

Die Macher von „Meine Frau, die Spartaner und ich“ pflückten die dämlichen Beschimpfungsrituale der amerikanischen Vorstadtgangs auseinander und führten die Laffen vor – und wir lachten, lachten, lachten.

Wir sind uns dessen bewusst, dass dieser Film einen allgemeinen Verriß erfuhr. Stünde er isoliert in der Welt des Zelluloid – er hätte ihn zweifelsfrei verdient. Stellt man ihn aber untrennbar neben „300“ und verliert man seine Bezugspunkte keinen Moment lang aus den Augen – dann..., dann beginnt er zu glänzen und läuft zur Bestform dessen auf, was amerikanisches Verballhornungskino zu bieten hat. Ob wir den Film empfehlen würden! Aber holla! Denn auch wir können nun über der Redaktion den Denkstein ankleben, auf dem geschrieben steht: Wanderer, und kommst Du nach Hollywood, so sage, Du habest uns hier vor Lachen gekrümmt liegen gesehen, wie die aristotelischen Gesetze der Komik es befahlen.

Mit dem zweiten Wurf auf den Olymp

Claus-Peter Lieckfeld legt seinen Spee-Roman vor

Kotofej K. Bajun

Das muss so um ‚98 herum gewesen sein. Das stach mir, ich glaube, es war zu Nürnberg, ein Buch im Festeinband in die Augen. „Das Buch Haithabu“ hieß es. „Die Aufzeichnungen eines Mönchs aus der Wikingerzeit“ offerierte der Untertitel. Ein gewisser Claus-Peter Lieckfeld hatte es verfasst. Kannte ich nicht. Immerhin - er beschäftigte sich mit der vergessenen Handelsmetropole an der Ostseeküste. Das machte neugierig. Unter dem Genre der historischen Erzählungen schien es sein Erstlingswerk zu sein. Der Autor machte mit seinem Stil noch einen etwas unbeholfenen, tapsigen Eindruck, ein literarischer Fußgänger sozusagen – doch er bewies ein nicht von der Hand zu weisendes Talent. Viel Talent sogar. Ganz viel Talent. Und ich wusste – den Namen muss man sich merken. Einzelne Phrasen aus diesem Buch sind sogar als Zitate in meine persönliche Biographie eingegangen – das bürgt immer für Qualität. Und so war es die Sache des Bruchteils einer Sekunde, als den Landboten die Post aus München erreichte, ein Päckchen vom Vedra Verlag, und ich diesem Päckchen ein Buch entnahm und den Namen des Autors las: Claus-Peter Lieckfeld. 13 Jahre war das her... und nicht vergessen. Diesmal wandte Lieckfeld sich dem großen Pater Spee zu, dem Hexenanwalt, dem Jesuiten, der zusammen mit Pater Rupert Mayer allein durch die eigene Persönlichkeit die Existenz eines Ordens rechtfertigt, dessen Ruf von den eigenen Jüngern in der Geschichte sehr oft und sehr arg beschädigt wurde. Spee... ein gewaltiger Name... kaum noch präsent im Bewusstsein der Öffentlichkeit. Als das ZDF im November 2003 auf die fragwürdige, deutschlandweite Suche nach „unseren Besten“ ging, war Professor Friedrich Spee von Langenfeld SJ nicht unter den Nominierten. In unserem Beitrag „zum ZDF-Ereignis Deutschland - unsere Besten“ vom 11. November 2003 im zweiten Volumen des Landboten droschen wir diesen Namen gemeinsam mit anderen „unter-den-Tisch-Gefallenen“ der ignoranten Sendeanstalt zu Mainz um die Ohren. Genutzt hat es nichts. Aber der Claus-Peter Lieckfeld, der hat sich auf die Suche nach einem der größten Deutschen gemacht, dem Verfasser der „Trutznachtigall“ und der so immens wichtigen „Cautio Criminalis“, mit welcher er die Hexen

letztendlich vom Scheiterhaufen herunter holte. Und wieder war ich neugierig. Ein schwieriges Thema. Ein herausforderndes Thema. Wie wird sich Claus-Peter Lieckfeld halten? Um es kurz zu machen: Der hielt sich. Und wie! Der einstige „literarische Fußgänger“ kam sechsspännig vorgefahren und mir blieb das Maul offen stehen. Donnerwetter! Menschenskind, das gibt's doch gar nicht! Der Mann hat sich in den dreizehn Jahren seither in die allererste Liga der historischen Erzähler empor geschrieben. Wunderbar griff Lieckfeld den Duktus des Barock auf, kein Wort wirkt gekünstelt, kein Satz überzeichnet – alles wie aus einem Guss! Authentisch, nachvollziehbar... Sauber recherchiert hat er den Stoff, hat sich hinein gearbeitet mit Akribie und Fleiß, bespielt virtuos die Tastatur des Gefühls und reißt den Leser hinein in die Zeit des Geschehens. In einer ungemein farbigen Sprache reitet der Autor in lebendigen Bildern den Parcours des heißen Elements ab, in dessen Nähe der große Spee sein Leben zu verbringen genötigt war: Feuer. Feuer allerorten. Und so beginnt Lieckfeld mit dem Brand im Hause Eberstein und setzt schon mit den ersten Worten wuchtige und unüberhörbare Akzente. Worte prasseln wie Funken, züngeln und lodern wie Flammen. Das ist Kunst. Lieckfeld ist der Vertreter einer rezenten Gattung: Er besitzt ein ganz, ganz enges und vertrautes Verhältnis zu seiner Muttersprache. Hier hat nicht mehr jemand bloß Talent – hier ist einer zur vollen Blüte seiner Ausdruckskraft gelangt. Dem ist nur noch ein Arno Holz über. Melodischer klingt lediglich die Laute des „Dafnis“.

Lieckfeld schreibt einen historischen Roman. Da muss nicht jede Figur, jede Handlung abgesichert sein – es kommt aber unbedingt darauf an, den Bogen zwischen Realität und Fiktion nicht zu überspannen. Viele schon sind just daran gescheitert. Claus-Peter Lieckfeld wandelt diesen schmalen Grat mit schlafwandlerischer Sicherheit und großer Eleganz. Chapeau, Monsieur, Chapeau! Der kleine aber feine Vedra Verlag in München hat sich mit diesem Autoren selbst ein Geschenk gemacht, hat zweifelsohne einen Glücksgriff getan, wie er einem nur selten im Leben gelingt. Dieser Autor darf einen Spee besingen, denn er ist der Wortmächtigkeit würdig, mit welchem letzterer den verfluchten Malleus Maleficarum, den in der Hölle verfassten Hexenhammer, in Scherben schlug.

Es ist mir, nein, es ist dem Preußischen Landboten eine Ehre, dieses Buch besprechen zu dürfen, es unseren Lesern zu empfehlen, wärmstens zu empfehlen, als einen Leuchtturm inmitten all des historisierenden und bramabassierenden Schunds auf dem deutschen Büchermarkt. Ein gutes Buch zieht den Leser in seine Seiten hinein. Das Buch „Anwalt der Hexen“ von Claus-Peter Lieckfeld leistet genau das. Es fesselt, wo es auf unsinnigen Schwulst vollkommen verzichtet, auf die üblichen Strickmuster von „sex and crime“ und billiger Effekthascherei. Und doch geht in keinem Absatz die grauenhafte Lebenswirklichkeit verloren, die der deutschen Nemesis anhaftet, dem Dreißigjährigen Kriege, dessen Narben bis heute nicht verheilten. Ist Literatur ein Handwerk, dann kann man den Spee-Roman Lieckfelds als Meisterstück betrachten. Die Zunft dürfte ihn nicht länger verleugnen. Wer eines feinsinnigen Geistes ist, wer die Geschichte der Deutschen als sein persönliches Fundament betrachtet, der kommt an Lieckfelds „Spee“ nicht vorbei. Und der muss den Dreispitz ziehen und beiseite treten, wenn ein Sechsspänniger an ihm vorüber rauscht.

Claus-Peter Lieckfeld

Anwalt der Hexen

Pater Spee...

... und der Mann, der ihn zweimal traf

Eine Reise in den Dreißigjährigen Krieg

Historischer Roman

Vedra Verlag München 2011

ISBN 978-3-939 356 233

Herrn Professor Walter Krämer

Technische Universität Dortmund

Brandenburg an der Havel, den 07. Februar 2011

Lieber Herr Professor Krämer,

meiner Gazette wurde jüngst eine Ausgabe Ihres Werkes „Modern Talking auf deutsch“ zugesandt, in welchem Sie gegen das Dingliche zu humorvoll zu Felde ziehen. Sie machen in Ihren Ausführungen zu diesem Buche einen recht verzweifelten Ausdruck. Wir kennen diese Verzweiflung nur zu genau, denn der Preußische Landbote, so liberal er sonst ist, tutet seit Jahren in dasselbe Horn.

Preußen ist ein ethnischer Flickenteppich, in welchem wir uns sawohl fühlen. Deutsch ist nur eine von vielen Sprachen, die zwischen Elbe und Memel gesprochen werden und das Land Preußen erstreckt sich nunmehr über drei europäische Nationen. Das entspricht genau unserer Intention, verleitet uns aber keineswegs, die deutsche Sprache als wichtiges Kulturgut zu vernachlässigen, indem wir, der angeführten Natur des Landes entsprechend, einen Mischmasch aus wendisch, polnisch, deutsch, jiddisch, französisch, russisch... sprächen. Jede einzelne dieser Sprachen ist wundervoll - das Jiddische insbesondere: Konservierte es doch große Teile unseres lebendig gesprochenen Mittelhochdeutschen. Aber jede Sprache glänzt durch das Einzigartige ihres Charakters und verdient es nicht, verhudelt zu werden.

Die englische Zunge lieben wir nicht weniger als unser großer Lichtenberg - um so sorgsamer gehen wir mit dieser wundervollen Sprache um. Auch sie muss vor teutonischen Idioten geschützt werden, die vor lauter Minderwertigkeitskomplexen keine drei deutschen Sätze mehr geradeaus sprechen können. Wer mit uns reden will, kann das lateinisch, hoch- und niederdeutsch, russisch, jiddisch, spanisch tun. Aber er soll bei seiner Sprache bleiben und sie kunstgerecht gebrauchen. In einem Kinderbuch der DDR rief einst ein kleiner Junge in einem Angelkahn zu einem polnischen Binnenschiffer: „Du uns können schleppen?“ Der Pole darauf: „Du uns können schleppen - was ist das für ein Deutsch? Hast du in der Schule nicht aufgepasst?“ Der Junge lief hochrot an und stammelte, er habe befürchtet, der Pole verstehe ihn sonst nicht. Der Kapitän konterte: „Gutes Deutsch versteht man immer!“ und implizierte damit die ewig gültige Wahrheit, dass gerade dieses Gestammel das Verstehen der Sprache den Ausländern sowohl als auch den meisten Einheimischen erschwert statt erleichtert.

Aber, lieber Herr Professor, machen wir uns nichts vor! Wir rennen gegen die Windmühlen der menschlichen Dummheit an, ehrenhaft wie der Don Q., aber genauso vergebens. Das Volk ist ein Volk der geistigen Rasenlatscher und Angeber, Schaumschläger und Wichtigtuier. Es ist im Dreißigjährigen und allen daraus nachfolgenden Kriegen zerbrochen und seiner Würde beraubt worden. Wir haben uns die Länge und die Breite in drei Aufsätzen dazu geäußert, die wir uns Ihrer Lektüre anzuempfehlen erkönnen.

Das soll Ihnen nur sagen: Sie sind nicht allein.

Ihr ergebener

Hübner, Preußischer Landbote

Sprache 1

Sprache 2 (Fachsprache)

Sprache 3 (Kunswörter)

Prof. Dr. Walter Krämer
 Institut für Wirtschafts- und Sozialstatistik
 Technische Universität Dortmund
 Vogelpothsweg 78
 D-44221 Dortmund
 Germany
 Tel: +49 231 7553125
 Fax: +49 231 7555284

08. Februar 2011

Lieber Herr Hübner,

haben Sie besten Dank für den Hinweis auf den Preußischen Landboten! Ich muß zu meiner Schande gestehen, den kannte ich bislang noch nicht. Aber nach erster Lektüre ausgewählter Beiträge war das ein Fehler.

Mein Buch „Modern Talking auf Deutsch“ ist schon lange vergriffen. Warum man Ihnen das zugesandt hat, weiß ich nicht. Ich hoffe, Sie haben trotzdem Spaß an der Lektüre.

Mit den besten Grüßen, Ihr

Walter Krämer

Walter Krämer
 Modern Talking auf deutsch
 Ein populäres Lexikon
 3. Auflage 2000
 Piper Verlag München GmbH, 2000
 ISBN 3-492-04211-2

Nackt durchs arktische Eis

Ein Inuit-Film erkämpft die erste Liga

Kotofej K. Bajun

Ein Inuit-Film erkämpft die erste Liga, schreiben wir in der Unterzeile unserer Überschrift. Und wir müssen schweren Herzens ergänzen: ...und wird sowohl von Amerika als auch Europa grandios ignoriert. ARTE strahlt ihn aus, zu einer Zeit, wenn 80 Prozent des alten Kontinents schnarchen und der Rest Nachtschicht schiebt. Wir stecken uns Streichhölzer zwischen die Augen und wir schauen, was uns der deutsch-französische Kulturkanal da von 1:30 Uhr bis kurz vor halb fünf Uhr morgens offeriert. Es lohnt sich. Und wie es sich lohnte! Wir wollen die Handlung nicht auswalzen, nicht hier, man kann sie in der Wikipedia nachlesen.

Das wahrscheinlich Fesselndste an diesem Streifen ist wohl dem Grund nachzuspüren, warum er so fesselt. „Atanarjuat – Die Legende vom schnellen Läufer“ ist das Filmdebüt des Inuit-Regisseurs Zacharias Kunuk. Es ist der erste kanadische Spielfilm, der von Inuit geschrieben, produziert, inszeniert und gespielt wurde“, weiß das Online-Lexikon Wikipedia zu berichten. Und dass das Drehbuch vom seligen Paul Apak Angilirq geschrieben wurde, der den Film auch produzierte, sein Erscheinen im Jahre 2001 aber nicht mehr miterleben konnte. Erzählt wird eine alte Inuit-Legende, die in den Zeitraum von vor eintausend Jahren angesiedelt ist. Man kann sie auch in die Epoche vor dreizehntausend Jahren verlegen oder in die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts – es ist egal. Auch die Zeit, ihre Wochentage, Stunden, Minuten verlieren ihre Bedeutung. Das Leben der Eskimos in den unendlichen Weiten der Arktis spielt sich gleichförmig ab, richtet sich

nach den Jahreszeiten, der Dicke des Eises, den Wanderungsbewegungen der Karibus, den Sammelpätzen der Robben. Es ist ein bretterhartes Leben in der klirrenden Kälte des nördlichen Polarkreises – ein Leben, das den indigenen Völkern, die diesen Extremlbensraum wählten, keine nennenswerten Toleranzen gewährt. Stets hängt es an einem seidenen Faden. Kommt der Jäger zurück und wenn ja, hat er Beute gemacht? Bringt er eine Robbe mit, ein Walross oder ein Karibu, dann ist die Freude riesig. Denn – stirbt er auf den gefährlichen Jagdausflügen, verletzt er sich oder verfehlt die Beute, bedeutet das möglicherweise das unbarmherzige Aus, den Tod der ganzen Sippe. Selbst ein an einem Stein zerbrochenes Messer stellt eine Katastrophe dar. Man möchte meinen, das allein führte bereits zur Herausbildung besonderer sozialer Strukturen, einer engen solidarischen Verbundenheit zwischen den notgedrungenermaßen eng miteinander verwandten Clanmitgliedern. Normalerweise schon.

Doch gibt es, wie in jeder menschlichen Gemeinschaft, solche und solche. Immer gibt es welche, die wollen das Sagen haben, die reklamieren die besten Happen für sich, die wollen sich als erste etwas zwischen die Zähne schieben, die dünken sich mehr zu sein und besser. Und weil das so ist, haben sie ein Recht auf die schönsten Frauen. Und dann geht's los. Es ist das uralte, globale Thema, das sich durch die gesamte Fauna und über den ganzen Erdball erstreckt. Davon zehrt auch dieser Film, der eine Inuit-Saga, im oben aufgeführten Sinne zwar trivialen Inhalts, dennoch mit epischer Größe und ungeheurer erzählerischer Wucht berichtet. Diese Saga braucht sich vor der Ilias nicht zu verstecken und nicht vor den altisländischen Überlieferungen. Und doch – der Film ist ein Streifen der leisen Töne, fremdartiger Töne, gesprochene Inuktituts, einer Sprache, die dem indogermanischen in ihrem Aufbau, ihrer Syntax so unterschieden ist, dass sich schier keine andere Brücke zu ihr finden lässt, als die des Herzens. Die Menschen, in so überschaubaren Bahnen ihr Leben auch eingebunden ist, verfügen doch über die gesamte Klaviatur menschlicher Emotionen.

Sie lieben, sie sind eifersüchtig, eitel, großzügig... sie können hassen und sie können – vergeben! Das alles trägt sich offener zur Schau, nicht so sublim verlogener wie in unseren Zivilisationen, in dem ein unbedachter Zungenschlag zur Unzeit einen Weltenbrand auszulösen in der Lage ist. Vielleicht liegt darin auch eines der Momente, die unsere Faszination für diese Welt und ihre filmische Darstellung ausmachen. Mag aber auch sein, dass es gerade eben dieses „Vergeben“ ist, was uns in Ehrfurcht erstarren lässt. Die Menschen um den schnellen Läufer Atanarjuat wissen nichts von Christus oder Buddha – aber sie leben sie. Aus dem Herzen heraus und sicherlich auch aus der Notwendigkeit – denn, mag ein junger starker Mann namens Oki noch so ein Charakterschwächling sein, seine Hand wird so dringend gebraucht. Ohne sie sinkt die Chance auf das Überleben des Clans ins Bodenlose. Für des Lumpen Schwester Puja, die nicht minder verkommen ist, gilt das gleiche. Die Sippe muss einen Weg finden, sich mit den sozialen Inkompetenzen zu arrangieren, ohne dass das Blut in Hekatomben fließt, wie vor den Mauern Trojas.

Oki, der Gegenspieler des Helden, bekommt vom Drehbuch eine üble Rolle zugewiesen: als Doppelmörder in der kriminellen Tradition seines von einem bösen Schamanen aufgestachelten Vaters erdolcht er am Ende selbst diesen, um an die Macht und die Frau seines Begehrens zu gelangen. Beide wurden ihm vom Vater aus einem Kalkül des reiferen Alters heraus bis zu diesem Augenblick vorenthalten. Doch selbst wenn er diese Frau, welche die Frau des Helden ist, vergewaltigt – der Protagonist Atanarjuat, der die Möglichkeit hat, den feigen Meuchelmörder seines geliebten Bruders und Vergewaltigers seiner Frau zur Verantwortung zu ziehen, verzichtet auf die Blutrache und überlässt die Entscheidung der Matriarchin des kleinen Gemeinwesens, die gleichzeitig die Großmutter des schwerkriminellen

Geschwisterpaares Oki und Puja ist. An dieser Stelle wetterleuchtet ein weiteres faszinierend-cineastisches Konstrukt aus dem Zelluloid, das doch die Lebenswirklichkeit der Inuit reell abzubilden scheint: Die alte Frau erkennt sehr wohl das Verdorbene in ihren Nachkommen. Sie erkennt es – und sie handelt. Sie handelt in völliger Übereinstimmung mit ihrer Erkenntnis. Unvorstellbar für uns Wohlstandseuropäer – die wir dynastisch denken und stets gewillt sind, die Parole, Blut sei dicker als Wasser, vor uns her zu tragen wie ein sakrosanktes Feldzeichen. Man möchte meinen, das sei auf die harten Bedingungen der Arktis zurückzuführen, die für solche Bevorzugung der eigenen Gene keinen Spielraum lässt, sondern im Gegenteil die Überlebensgemeinschaft nachgerade zwingt, denjenigen zu unterstützen, der nicht nur die besten Jagdergebnisse vorzeigt, sondern auch imstande ist, den sozialen Frieden zu garantieren.

In diesem Sinne verbannt die Alte am Ende des Films neben ihrer Enkelin und dem Enkel gleich noch dessen beide Anhänger mit – ein wahrlich aberwitziger, ein möglicherweise tödlicher Verlust für die nur wenige Mitglieder umfassende Sippe, die jetzt nur noch aus ein, zwei Jägern, dafür aber umso mehr Frauen, Alten und Kindern besteht. Die Alte weiß, die Verbannten sind junge, kräftige Leute. Die gehen so schnell nicht unter. Zumal sie jetzt nur noch für sich selbst zu jagen haben. Die Versorgungssituation wird quasi bis ins Paradoxe verkehrt. Dennoch entscheidet sie so und nicht anders. Warum? Weil eine instabile soziale Situation offenbar dem Überleben der Gruppe noch abträglicher ist, als der allgegenwärtige Hunger. Und genau das scheint die Kernaussage des Films, der Saga zu sein. Ganz sicher sind die Inuit keine besseren Menschen als alle anderen. Wir sagten es schon: Nackter Affe bleibt Nackter Affe, ob in den Sand- oder Schnee- oder urbanen und emotionalen Wüsten der Welt. Dennoch können wir alles von diesen Menschen lernen, was wir „Hochzivilisierten“ zum Überleben auch nur dieses gegenwärtigen Jahrhunderts zwingend brauchen, nachdem uns das letzte schon um Haaresbreite an den Rand unserer Ausrottung geführt hat. Das ist die Botschaft – geformt von einer vitalen Bedrohung, die an einer kleinen Menschengemeinschaft im Hohen Norden zugegebenermaßen weitaus deutlicher ablesbarer ist als bei uns, die wir in dem Wahn leben, alles ginge ewig so weiter. Auch wenn unser Verstand mittlerweile zu anderen Schlussfolgerungen gelangt ist. Sozialer Friede sichert zwar noch nicht den nächsten Tag, aber ohne ihn ist dieser bereits verloren.

Natürlich wollen wir uns jetzt nicht in einer romantischen Gefühlsduselei verlieren, die uns seit dem Zeitalter der Aufklärung mit dem Märchen vom edlen Wilden peinigt und frühpubertierenden Mädchen sowohl als auch nie erwachsen werdenden Jünglingen das freie und weise Indianerdasein als der Güter höchstes erscheinen lässt. Wir verkennen nicht, dass eine kleine Gemeinschaft ganz andere sozial-dynamische Prozesse zulässt als große, von Anonymisierung und dem Total-Verlust des individuellen Wertes so unendlich vieler Vertreter der „grauen Masse“ gekennzeichnete Gesellschaften. Dennoch – das Fazit, das uns dieser großartige Film lehrt, bleibt unveränderlich: Entweder wir machen uns noch eifriger auf die Suche nach einem funktionstüchtigen Sozialmodell der Zukunft als wir nach alternativen Energieträgern fahnden – oder wir akzeptieren den freien Fall, der das Ende der Menschheit bedeutet.

Atanarjuat ist von Kanada im Jahre 2002 für den Oscar in der Kategorie „bester fremdsprachiger Film“ vorgeschlagen worden, schaffte es aber nicht einmal bis in die Nominierungsrunde. Das sagt nichts, aber auch gar nichts über die überragende Qualität des Werkes aus. Ganz im Gegenteil – es lehrt uns viel über das geistige Niveau des Oscar-verteilenden Amerikas: Es verhielt sich ja schon sehr, sehr oft direkt umgekehrt proportional zur Güte des vorgelegten Materials. Das muss uns nicht beirren... Doch muss es! Denn diejenigen, die mit der Ablehnung von Atanarjuat ihre bodenlose Ignoranz, ihre ebenso

unergründlich gewaltige Dummheit und ihre Borniertheit zum Ausdruck bringen, sind genau die, welche dem tonangebenden Teil der Menschheit die Richtung vorgeben. Unser Schicksal liegt leider in deren Hand und nicht in der von uneigennütziger Weisheit getragenen Entschlusskraft einer alten Inuit-Frau. Möge Atanarjuat vielen klugen Leuten an der Basis bekannt werden und vielleicht auch dem ein oder anderen von Vernunft begabten Tycoon. (Das eine schließt das andere beinahe gesetzmäßig aus – wir wissen das.) Darin liegt der ganz große Wert dieses Films, sein eigentliches Faszinosum, dem wir uns im wahrsten Sinne des Wortes ums Verrecken nicht entziehen können. Sollte dem Auftrag dieser 167 Minuten ganz großer Kinokunst, nämlich zu lehren, in breitem Umfange eine Chance beschieden sein, dann hat er einen weitaus wertvolleren Preis als einen Oscar verdient. Dann meriterte er wohl den Friedensnobelpreis oder – vorausgesetzt, Oslo ränge sich dazu durch – den ersten Filmbelpreis der Weltgeschichte. Und hoffentlich nicht den letzten...!

Wer den Streifen bei Tageslicht genießen möchte, findet ihn im Internet hier.

<http://www.isuma.tv/isuma-productions/>

Nachsatz: Gerechterweise müssen wir anführen, dass die Inuitlegende einen anderen Ausgang überliefert. In ihr wird berichtet, dass Atanarjuat das Leben Okis und seiner Bande keineswegs verschont, nachdem er ihnen seinerseits einen Hinterhalt gelegt hatte. Wenn das so war, dann bietet der Film den idealen, nicht den realen Ausweg aus der Konfliktspirale an.

Radarstrahlen im der Ruine

Kotofej K. Bajun

Die alten Franziskaner hätten es für pures Teufelswerk gehalten und weihrauchschwingend nach dem Exorzisten gerufen. Das etwa 80.000 Euro teure 400-MHz-Radargerät, mit dem die Studierenden der Fachhochschule Potsdam am 28.10.2011 dem Fußboden der Johanniskirche am Salzhofufer zu Leibe rückten, sollte jedoch keine höllischen Künste entfalten, sondern die Beschaffenheit des Untergrunds erschließen. In dem Kirchenschiff, das seit 1945 nur noch als Ruine erhalten ist, werden unterirdische Einbauten vermutet. „Wir haben Hinweise auf das Vorhandensein von Begräbnisgrüften,“ ließ Stadtarchäologe Dr. Joachim Müller verlauten. „Unter anderem soll der Domherr, General und Freund Friedrichs des Großen, Heinrich August de la Motte Fouqué, im Schiff der Klosterkirche begraben worden sein. Da die Kirchenruine nun in einem



Potsdamer Studenten vermessen Untergrund der Franziskanerkirche



Von der Krone der südlichen Mauer des Kirschenschiffs gesehen...

zweiten Arbeitsgang für weitere 1,7 Millionen Euro „BUGA-fein“ gemacht werden soll, um dann später die Floristik-Ausstellung aufnehmen zu können, wollte man sich über die unterirdischen Verhältnisse Klarheit verschaffen. „Dass wir eine Krypta finden, können wir ausschließen. Bettelorden schmückten ihre Kirchen nicht mit solch aufwendigen Einbauten,“ so Müller. Die Studierenden leisteten die Arbeit im Rahmen eines Pflichtseminars „Praxisorientierte Bauwerksanalyse“ unter Anleitung des Brandenburger Sachverständigen für Bauwerkdiagnose und Bautenschutz Dipl.-Ing. Andrei Walther. Begleitet wurde das Vorhaben von Brandenburgs oberster Denkmalschützerin Katrin Witt, und dem Brandenburger Architekturbüro Dr. Krekeler, vertreten durch die Architektin Dipl.-Ing. Diane Restemeyer. Sollte es gelingen, das Grab des preußischen Generals zu verorten, so stünde der Johanniskirche eine Nutzung über die BUGA hinaus in Aussicht: als weitere touristische Anlaufstelle für eine wichtige Epoche brandenburgisch-preußischer Geschichte.

Reinkarnation auf RTL

Privatsender setzt mit neuem Format neue Tiefpunkt-Standards

J. - F. S. Lemarcou

Kennt denn der Allmächtige kein Erbarmen? RTL überschwemmt den Markt mit seinem neuesten schwachsinnigen Format und RTL wäre nicht RTL, wenn es allem vorherigen Dummfug nicht noch die Krone aufsetzen würde. Nun werden „Prominente“ auf eine Hypnosereise in „ihre“ Vergangenheit geschickt und untermauern mit ihrem Gefasel scheinbar die Reinkarnationstheorien dieser verrückten Welt. Als erstes stürzte sich eine Schauspielerin der C-Klasse mit breitem Mund und aufgespritzten Lippen – huach, wie eklig – in das Abenteuer. Es war keines. Die Schauspielerei war so billig wie die Darstellerin und so durchsichtig, dass wirklich nur RTL-Konsumenten ernsthaft mit dem Quatsch zu beglücken sind. Die drittklassige Mimin erinnerte sich daran, im 16. Jahrhundert als „Heilerin“ durch Rothenburg ob der Tauber spaziert zu sein.

Ihre Mutti und Lehrerin der Heilkunst wurde selbstredend enthauptet und dann auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Vor ihren Augen natürlich. Was für ein schönes Rollenspiel! Na, Frau Anke Wesenberg alias Xenia Seeberg, wieviel Mittelalterschundromane haben wir so gelesen, hä? Bei einem Besuch eines Rothenburger Museums wird eine Eiserne Jungfrau gezeigt. Na, da haben wir sie doch schon bei der Nase! Die Eiserne Jungfrau ist nachweislich eine Erfindung des 19. Jahrhunderts – dem Mittelalter zur

Gänze unbekannt! 1628/29, 1672/73 und 1692 fanden entsprechende Hexenprozesse in Rothenburg statt, wie das Archiv der Stadt ermittelte. Vor oder nach Seebergs Hypnose? Ach, ist ja auch egal. Der Beliebigkeit sind eh keine Grenzen gesetzt. Anna Margarete Rhonin soll die hernach kopflose Mutti geheißten haben. Frau Seebergs alter ego ante quo starb nun nicht eben in den Flammen oder unter dem Beile des Henkers. Sie ging – genauso romantisch, während der Geburt ihres illegitimen Kindes von ihrem Geliebten Jakob zugrunde. Ach wär's doch damit zu Ende. Aber dem deutschen Fernseh-Michel hängt schon die Zunge heraus, er hechelt, der Speichel tropft und ihn dürstet es nach mehr idiotischen Schauergeschichten. Na, dann, Katja Burkard, Veranstalterin des neuesten Müllformats – die Arbeit, oder was du dafür hältst, ruft.

Wäre das Ganze wirklich ein Hauch authentisch, so hätte uns Frau Seeberg eine Geschichte vielleicht aus Parchim aufgetischt, oder aus Haithabu, wo sie vielleicht als profane Gänsemagd zugange gewesen wäre, oder sie wäre sich als Negermädchen aus Kenia wieder begegnet. Aber von Parchim hat sie noch nie etwas gehört, von Haithabu erst recht nicht und sie eine Negerin – das grenzt ja an Blasphemie! Nein, sie muß eine Heilerin gewesen sein in bekannter südwestdeutscher Kulisse, auch wenn sie schwört noch nie in Rothenburg gewesen zu sein. Die geschilderten Details sind so realitätsfern und so offensichtlich der einschlägigen Literatur entlehnt, dass man aus dem Gähnen nicht mehr herauskommt. Dummschützen vor und hinter der Kamera – was für eine Gemeinschaft der kreischenden Blödheit!

Herricht und Preil waren auch keine Leuchten intelligenter Unterhaltung und wer je unter dem Kessel Buntes gelitten hat, der weiß, dass es nicht viel Grund gibt, den Produktionen der Adlershofer Studios hinterherzutraumern. Aber so was? Nein, davor hat der Kommunismus die Leute bewahrt. Schwachsinn war nur in der Ideologie erlaubt und vor Schund versuchte man das Volk zu beschützen. „Und... ja, ääh...“, kommentierte die lispelnde Katinka das Geschehen am Fuße der Rothenburger Stadtmauer. Dieser tiefsinnige und sprachlich von großem Können zeugende Kommentar charakterisiert das Niveau der Sendung. Herr, wenn Du RTL nicht bald aus den Reihen der Medienvertreter hinaus katapultiert und mit Mann und Maus in einer wie auch immer gearteten Sintflut ersäufst, dann musst Du damit leben, dass Deine Autorität schneller schwindet als ein Alpengletscher im Zuge der Klimaerwärmung. Sollte es aber wahr sein mit dem früheren Leben und dem ganzen übrigen metaphysischen Nonsense, dann bitten wir Dr. Emmet L. Brown, Frau Seeberg und ihre Leidensgenossen zurück in ihre Epoche zu karren, damit wir ihrer ledig sind. Dort angekommen mögen Torquemada, Gui und Institoris ihre Expertenkenntnisse auf die Reinkarnationauten anwenden und der Herr möge ihrer armen Seelen, die er anscheinend in einer schweren Stunde schuf, gnädig sein. Uns von diesem Volke Gepeinigten steht soviel Huld und Nachsicht leider nicht zur Verfügung.

Vom Atmen unter Wasser

Anspruchsvolles deutsches Kino behauptet erfolgreich seinen Ruf

Kotofeij K. Bajun

Im Jahre 2008 meldete sich der deutsche Film wieder einmal zurück: „Vom Atmen unter Wasser“ heißt der Streifen, für den Winfried Oelsner Regie führte und der aufhorchen lässt. Geschildert wird ein Familiendrama in den Ausmaßen einer antiken Tragödie: Ein kleiner, siebenjähriger Junge

versucht sich die Liebe seiner Eltern zurückzuerzwingen, indem er seine kleine Schwester in einem Überlandbus in die Welt hinaus schickt – das Schwesterchen, das ihn erfolgreich vom Platz des Familienliebblings verdrängt hat. Er erreicht das Gegenteil. Nach einer Stunde ist das Schwesterchen zurück – er kassiert für den Versuch eine harte Watschn von der Mama und ist noch beschissener dran als vorher. Die Eltern reagieren stinknormal – hinterfragen also keineswegs, warum der Junge so handelte, ändern nichts, leben jeder nach dem Duktus der eigenen Gefühle weiter. Eine solide bürgerliche Existenz also. Wir vermissen den Familienhund, der um die Beine des Papas herumwedelt.

Vierzehn Jahre später studiert der entthronte Sohn, exzellent umgesetzt von Adrian Topol, Medizin, steht vor dem Physikum, als ihn die Nachricht ereilt, die Mama liege im Krankenhaus. Ein gescheiterter Selbstmordversuch. Der Tochter ins Grab folgen wollte sie, denn die sechzehnjährige Sarah war auf dem Heimweg von einer Party einem Mörder zum Opfer gefallen. Jo, der Vater, eine Bewährungshelfer, gibt sein Bestes, neben dem eigenen Schmerz auch seine Frau Anne noch zu stützen – er bittet gar den Sohn Simon, das Studium zu unterbrechen, um wieder zuhause einzuziehen.

Meisterhafte Schauspielkunst – hier und da etwas zu prononciert serviert – da machen selbst die empathischsten Spiegelneurone mitunter schlapp – obduziert vor dem Publikum das Innenleben einer Familie, bei der mutmaßlich schon vor dem gewaltsamen Tode der Tochter nur noch die Fassade glänzte.

Sogar Andrea Sawatzki, welche die zerstörte Mutter grandios verkörperte, erwies sich als glänzende Botschafterin der – Bühnenkunst. Ihre Ausbildung am Theater konnte sie nicht verleugnen – warum auch! Die Transmission zu den wichtigen Inhalten gelang ihr damit doppelt so gut. Seit Nosferatu sah man keinen so lebendigen Untoten mehr auf deutschen Leinwänden wie diese Frau. Sie war, wie es im „Namen der Rose“ heißt „verbranntes Fleisch“. Ihre Rettung auf der Intensivstation – ein nachvollziehbar menschlicher und gebotener – dennoch aber ein Fehler. Denn man holte Anne nicht ins Leben zurück, sondern in einen Albtraum, aus dem nur der Tod sie hätte erlösen können. Ein Albtraum, der sich nunmehr auf die anderen Protagonisten auszuweiten begann, kein lebender Leichnam verzeiht, dass man seiner Seele die ewige Ruhe verwehrt.

Erfrischend, wie der Streifen quasi mit dem Vorschlaghammer gegen alle süßlichen Klischees der deutschen Cineastik zu Felde zieht – die Nachkriegsgeneration mit ihren Heile-Welt-Heimatfilmchen wäre reihenweise in Ohnmacht gefallen: Brüderchen haßt Schwesterchen, leidende Frau flüchtet sich nicht in die Arme ihres noch dazu schwächlichen Mannes, sondern statt dessen in die innere Isolation. Das sowohl an Sarah als auch damit an ihrer Familie verübte Verbrechen katalysiert quasi lediglich deren schon vorher angelegten und damit unvermeidlichen, ja geradezu vorgezeichneten Untergang auf sehr nachvollziehbare Weise. Ein Happy-End gibt es nicht – am Ende eines guten Gedichtes sei die Poesie kalt und leer, lehrt der Zen-Meister Joo-san. Das erreicht zu haben ist eines der umwerfenden Ergebnisse, die uns diesen Film eine ausführliche Besprechung wert sein lassen.

Die Psychiaterin, welche Anne betreut, scheidet grandios... Großer Gott, alleine dieser Topos auf dem Zelluloid wäre ein Grund, den Film zu feiern. Familienmitglieder werden nur noch instrumentalisiert, echte Gefühle für einander sind bereits seit langem so tot wie die erwürgte Tochter – die Szene, in der Anne ihren Mann Jo umgarnt, um an die Obduktionsunterlagen Sarahs zu gelangen, lässt einem das Blut in den Adern gefrieren. Mit dieser gespenstischen Sequenz verwies Andrea Sawatzki Christopher Lee ins Reich

der fahlen Schatten. Jeder Beteiligte wird nur noch instrumentalisiert und lediglich Jo riecht den Braten beizeiten und flieht in die Arme einer neuen Beziehung. Wenn ein wunderbar ödipal agierender Simon nun meint, endlich den lang ersehnten Platz an den Brüsten der Mama besetzen zu können, so sieht er sich arg getäuscht. Noch immer ist er nur das Substitut, das Bindeglied zum erschlagenen Nesthäkchen – er, der Medizinstudent mit der großen Klappe und dem ausgeprägten Ego merkt nicht, wie todkrank die von ihm umworbene Mama ist. Seit der Geburt der Schwester gab es kein Platz mehr in ihrem Herzen für ihn – dieses Herz ist nun vertrocknet – die mütterlichen Brüste schlaff und leer. Er ist von dem traurigen Gespenst seiner Mutter zum erbärmlichen Lückenbüßer degradiert, einzig dazu da, die Erinnerung an Sarah aufrecht zu erhalten.

Als er es dann doch irgendwann einmal realisiert, richtet sich der Zorn ein zweites Mal gegen die ungeliebte Schwester. Simon zerstört die Devotionalien, an die sich die Mutter so verzweifelt mit all ihren Sinnen klammert. Wieder schickt er die Schwester ins Nichts – diesmal unwiderruflich. Er, er, er ist doch auch noch da! Nein, ist er nicht. Auch diese verzweifelte Aktion bringt ihm die Mutter nicht zurück. Ganz im Gegenteil – sie versucht ihm das Leben zu zerstören, indem sie ihm Elena abspenstig macht, zu der er gerade zarte Bande zu knüpfen begann. Ist das Leben für sie gelaufen, darf es auch für keinen anderen mehr weitergehen. Lediglich ihren nunmehr offen ungeliebten Mann läßt sie klaglos und erleichtert scheiden. Endlich stört sie keiner mehr bei dem sich der Realität immer mehr verschließenden Versuch, sich in das Bett ihrer Tochter und in die Erinnerungen an sie zu vergraben.

Beeindruckend, wie sich periphere Gestalten vor den Karren der leidenden Frau spannen lassen, wie sie abducken vor dem Schmerz einer Mutter, die ihr Kind auf bestialische Weise verloren hatte, wie sie sich widerspruchslos aberwitzige Schuldkonstruktionen zuweisen lassen, wie kaum jemand den Mut findet, der untoten Mutter deutlich zu kommunizieren: „Der Mörder hat deine Tochter getötet - nicht ich!“ Eine medeehnafte, furiose Anne zieht auf diese Weise den ehemaligen Freund Sarahs mit ins Boot und desgleichen deren ehemals beste Freundin Elena, die aufjener verhängnisvollen Party mit Sarahs Geliebten herumgemacht hatte und damit den übereilten Aufbruch Sarahs in ihr Verderben provozierte. Eine unglückliche Kausalkette – die aber keine Verantwortlichkeiten seitens der Jugendlichen auslöst. Nur – niemand traut es sich, das der entfesselten, der tyrannischen Anne ins Gesicht zu sagen. Gut beobachtet, gut dargestellt.

Von ein paar Holprigkeiten wäre aber zu berichten, Holprigkeiten, die dem Film den faden Beigeschmack des Unglaubwürdigen vermitteln: Anne, die vormals Krankenschwester auf der Intensivstation gewesen war, schleicht sich in ihrer alten Dienstkleidung nächtens in das riesige Krankenhausarchiv und stiehlt zielsicher die Obduktionsakte. Intensivschwester und Meister-Archivarin in einer Person und in einem völlig ungesicherten Akten-Depot voller sensibelster Daten – „das gibt's in keinem Russenfilm“, hätte unser lakonischer Kommentar seinerzeit gelautet. Ebenso, dass sich die ältere, betreuende Krankenschwester vor dem Zimmer der suizidalen Mutter von einem pickligen Viertelsemester-Medizin-Jüngelchen examinieren lässt, ob der Mutter ein Blutexpander infundiert worden sei. Das ist realitätsfremd und fällt bestenfalls dem geistig retardierten Laien nicht auf. Jede gediente Schwester würde in einer solchen Situation den kleinen Uni-Laffen geharnischt beiseite treten lassen! Da hülfe ihm auch nicht das Leid, welches er um seine sterbenswillige Mutter trüge. Und – das ewige Problem des deutschen Films: Die Handlung spielt im Breisgau-Freiburg. Allzu deutlich läßt Oelsner die authentischen Kfz-Kennzeichen der schwäbischen Universitätsstadt durchs Bild laufen – aber die Mimen parlieren samt und sonders ein geschliffenes Hochdeutsch. Ja, fällt das denn keinem auf? Der

Turm des Münsters grinst uns an – aber unser Ohr bekommt nicht einmal die winzigste Kostprobe hochschwäbischen Dialekts zu hören? Das ist albern. Warum dann die Handlung nicht nach Potsdam verlegen, nach Magdeburg oder Hannover? Das nimmt dem Film unterschwellig einiges von der Authentizität, die gerade die hervorragenden Schauspieler so mühevoll erarbeiteten.

Dennoch – unser Gesamteindruck konzentriert sich auf die Aussage, die so brillant herausragt und in keiner lokalen Abhängigkeit steht. „Vom Atmen unter Wasser“ ist ein Menetekel für alle, die sich, statt zu leben und dem Leben die Stirn zu bieten, in eigenen kleinen Welten abzuschotten und zu verkapseln versuchen. Wer sich den eisernen Regeln des Lebens verweigert, den spuckt es aus. Knallhart vermittelt dieser Film diese Erkenntnis. Dafür sind wir ihm zu Dank verpflichtet.

Wisch und Weg

Der gesunde Zugang einer Putzfrau zu schwer verständlicher Kunst

J.-F. S. Lemarcou

Jüngst kam der Kollege Bajun in die Redaktion und stellte eine kleine Flasche Sekt auf den Tisch. Die sei, so erklärte er, die Entschuldigung eines Brandenburger Großmarktes dafür, dass man ihm einen Kasten Bier mehr berechnet habe, als er tatsächlich gekauft habe. Nun begann das Gezänk, welches Ereignis es wohl wert wäre, es mit dem Fläschchen zu begießen. Ein Gott hatte Erbarmen und sandte uns die Meldung über den Ticker, dass eine Putzfrau im Dortmunder Ostwall-Museum eine Installation, Skulptur oder weiß der Teufel was versaut hatte, nachdem sie einige Kalk-Flecken an dem mit 800.000 Euro versicherten Holzgestell mit Gummibottich von Martin Kippenberger weggeschrubbt hatte. „Wenn’s anfängt, durch die Decke zu tropfen“ hieß das Gerät, das uns an den Versuch des Nachbaus eines in seiner Funktionsweise unverständenen Optischen Telegrafens durch einen Sechsjährigen erinnert. Das Werk sei irreversibel zerstört. Bei uns knirschen derweil die Dielen, weil wir uns schier vor Lachen auf ihnen wälzen. Herr Barbargia japst etwas von 1988 und Joseph Beuys und wir erinnern uns der legendären Putzfrau, die seinerzeit einem Fettfleck akribisch zu Leibe rückte und damit den selbstverliebten Hutträger samt seiner abgedrehten Jünger zur Verzweiflung trieb. Vom Himmel her lächelt uns Hans Christian Andersen zu und winkt mit seinem von uns so oft schon zitierten Märchen

vom Kaiser und seinen neuen Kleidern. Und – berichteten wir nicht erst in unserer Ausgabe vom 6. September diesen Jahres vom Kölner Beltracchi-Prozess, der den Narren die Maske vom Gesicht riß und die modernen „Künstler“ sowie die verschmockte Szene um sie herum der Lächerlichkeit preisgab?

Wir sehen uns um in der Redaktion – da hängt das „Bildnis eines alten Mannes“ von Salomon Koninck. Hätte die Putzfrau, und sei sie ein ungebildetes Bauernmädchen aus Anatolien, dem die Nase weggewischt? Hätte sie – auch als fromme Tochter Davids – das Tönniesferkel aus der Meditation des Heiligen Antonius entfernt, das Hieronymus Bosch so kunstvoll und lieblich gemalt hat? Würde sie der kleinen schlafenden Holzkatze eines unbekanntes Künstlers die Ohren abraspeln? Oder der Mutter Bastet das Sistrum aus der göttlichen Hand nehmen, um es im Mülleimer verschwinden lassen? Nein, nein und wieder nein. Wir können das alles mit der größten Sicherheit verneinen. Denn die Putzfrau ist ja keine Kunstbanausin, Vandalin oder mutwillige Zerstörerin. Sie ist eine sehr gründliche, penible Putzfrau, die ihre Arbeit ernst nimmt und präzise ausführt. Wir ziehen den Hut vor der Dame. Es ist nicht ihre Schuld, dass ihr sicher bodenständig gebliebener Geist offenkundigen Unsinn eben nicht anders interpretieren will, als er sich darstellt: nämlich als offenkundiger Unsinn! Boshafterweise könnte man mutmaßen, das für das oben erwähnte Thema: „Wenn’s anfängt, durch die Decke zu tropfen“ so mancher Vertreter dieser Art Kunst nur sein eigenes – nein, nicht lorbeergetröntes – Haupt ausstellen müßte, um diesen Satz hinreichend zu illustrieren.

Die geschädigten Künstler sollten sich dagegen diesen wiederholten Anschlag auf ihr Opus zum Anlaß nehmen, noch einmal gründlich darüber nachzudenken, auf welche Art und Weise sie etwas mit ihrer Kunst ausdrücken wollen. Kunst ist nur dann sinnvoll, wenn sie verstanden wird. Dass man sie verschieden interpretieren können soll, tut dieser Prämisse keinen Abbruch.

Wir sind konservative Menschen. Das heißt aber nicht, dass wir Neuem nicht grundsätzlich offen gegenüber träten, wenn es in einer Form einher kommt, deren Deutung uns nicht permanent in die Hölle des Sinnfreien und Interpretationsbedürftigen entführt. In eine Hölle, in der wir das Gefühl nicht los werden, dass entweder ein intelligenter Künstler seinen Schabernack mit uns treiben will oder uns ein Umnachteter mit dem Auswurf seines verworrenen Geistes quält. Konservativ zu sein schließt Eklektizismus nicht aus. Dieser Profilneurotiker aber wird man wohl nie Herr werden. Das beste, was uns diesbezüglich passieren kann, ist eine gewissenhafte Putzfrau, die den Krempel einfach wegwischt.

Inhalt

Anatevka.....	3	Es steht ein Haus in Hohenstücken	15
An ihrer Seite – eine Reise in den Abgrund.....	3	Friedrich der Große – eine deutsche Biographie	16
Aus Liebe zu den Fledermäusen.....	4	Inglourious Bastard.....	17
Berlin in Flammen	5	Jorinde und Joringel	18
Dadaist stürmt die Provinz	6	Kriminelle Kunst.....	19
Deutsche Streitkultur schafft sich ab.....	7	Liebe gegeben – den Tod geerntet	20
Die Russen sind da.....	8	Meine Frau, die Spartaner und ich	21
Die Zukunft wird wild.....	8	Mit dem zweiten Wurf auf den Olymp	21
Dissident und Wendeaktivist	9	Herrn Professor Walter Krämer.....	22
Ein Genie spielt Cembalo	9	Nackt durchs arktische Eis	23
Ein gerechter Heide aus Kummerower.....	10	Radarstrahlen im der Ruine.....	24
Ein Jahr Knast – Familie im Eimer.....	12	Reinkarnation auf RTL	25
Ein Kater zum Verlieben.....	13	Vom Atmen unter Wasser	25
Ein Mann und sein Esel.....	14	Wisch und Weg.....	27
Eine Magd will nach oben.....	14		